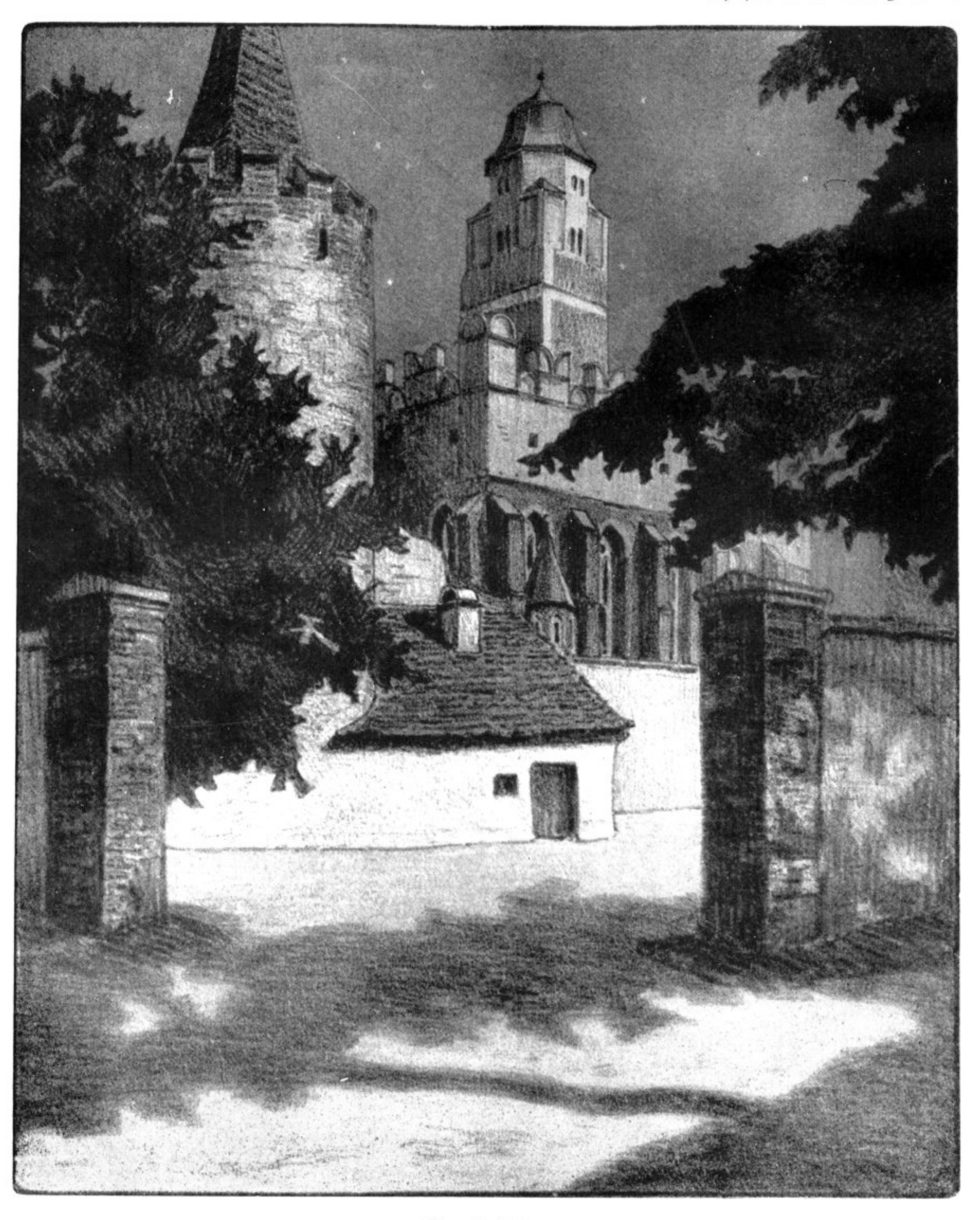


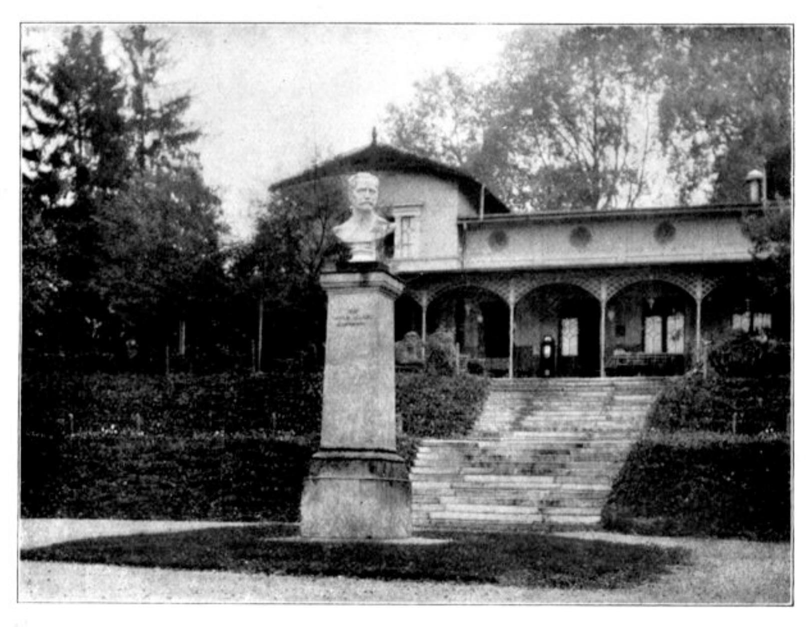
Aus Patschkau
Nach einer farbigen Lithographie von Erich Wolff

G. SIWINNA
BUCH- UND KUNSTDRUCKEREI

Schlesische Chronik

6. Jahrgang Nr. 5 1. Dezember 1912

Der Kleine Kreuzer „Breslau"



Das Blücherdenkmal in Löwenberg

Der Kreuzer „Breslau"

Es ist eine schöne Sitte, daß unsere Kriegsschiffe nach deutschen Landen und Städten benannt werden. Die Städtenamen führen die kleinen Kreuzer, und der zur Zeit schnellste von ihnen heißt „Breslau". Er ist als Ersatz für den ausgedienten Kreuzer „Falke" gebaut worden, ist aber weit größer als dieser. Der „Falke" war nur 76 Meter lang, 10 Meter breit, hatte 4,8 Meter Tiefgang und 16 Meter Wasserverdrängung; „Breslau" ist 136 Meter lang, 13,7 Meter breit bei 5,1 Meter Tiefgang und besitzt eine Wasserverdrängung von 30 Metern. Es ist ein Turbinenkreuzer von 25 000 Wellenpferden, 5900 mehr, als der bisher größte deutsche Kreuzer dieser Klasse, „Köln", besitzt. „Breslau" ist also ein recht respektabler „Kleiner" Kreuzer, äußerlich macht sich das schon außer an seiner Größe an den vier Schornsteinen bemerkbar, und noch respektabler ist seine Schnelligkeit. Die Fixigkeit soll ja eine Haupttugend der Kreuzerklasse sein, und die „Breslau" hat in der Schnelligkeit bisher jede Konkurrenz geschlagen; der Kreuzer gehört zu den besten Schiffen gleicher Größe aller Nationen. Bei seinen Probefahrten hat er Geschwindigkeiten von über dreißig Seemeilen in der Stunde erreicht, während es die nächstschnellsten deutschen Schiffe seiner Klasse „Köln", „Mainz", „Augsburg", „Kolberg" nur auf 26 bis 27 Seemeilen gebracht haben. Auch in der Kohlenfassung und im Aktionsradius übertrifft der Kreuzer die früheren Bauten. Breslau kann also auf „sein" Kriegsschiff stolz sein.

Auf der Vulkanwerft bei Stettin gebaut, ist es am 16. Mai 1911 in dem heimischen Gewässer der Oder vom Stapel gelaufen. Die beiden damaligen Bürgermeister der Stadt Breslau, Oberbürgermeister Dr. Bender und Bürgermeister Dr. Trentin, nahmen an der Taufe des stolzen Kreuzers teil. Oberbürgermeister Dr. Bender hielt dabei die Taufrede.

Bis zum Frühjahr 1912 dauerte die weitere Ausstattung des Kreuzers. Am 20. April 1912 machte es unter dem Kommando des Fregattenkapitäns von Klitzing seine Probefahrt nach Kiel und erzielte dabei eine Geschwindigkeit von 30,4 Seemeilen in der Stunde. In Kiel wurde das Schiff am 10. Mai mit Flaggenparade in den Dienst gestellt. Sein Kommandeur, Kapitän von Klitzing, meldete damals diesen wichtigen Schritt des Patenschiffes dem Magistrat der Stadt Breslau telegraphisch und übersandte im frohen Bewußtsein treuen Zusammengehörigkeitsgefühls zwischen Schiff und Besatzung einerseits und der Stadt Breslau andererseits im Namen der Offiziere und der Mannschaften in althergebrachter Weise einen frischen Seemannsgruß. Der Magistrat dankte telegraphisch und wünschte dem stolzen Schiffe, das den Namen der Stadt ruhmvoll über das Weltmeer tragen soll, allzeit glückliche Fahrt.

Zur selben Zeit war auch das Patengeschenk der Stadt Breslau für das Schiff mit den Wünschen des Magistrats abgegangen, daß das Geschenk das Schiff überallhin begleiten möge zur Erinnerung an die Stadt und als Zeuge frischer, fröhlicher Geselligkeit. Das Patengeschenk besteht in der Ulbrichschen Radierung des altehrwürdigen Rathauses der Stadt Breslau mit Widmung, sowie zwei silbernen Weinkannen und zwölf silbernen Bechern, von Künstlerhand entworfen, für die Offiziersmesse und mit Widmung ausgestatteten Büchern über Literatur, Geschichte, Naturgeschichte, Technik, Erd- und Völkerkunde für die Mannschaftsbibliothek.

Auch das Offizierkorps des Bezirkskommandos I (Breslau) sandte damals an das Schiff eine Ehrengabe für die Offiziersmesse. Eine Abordnung, bestehend aus Kapitänleutnant der Reserve Dr. Karl Kipke, Hauptmann d. L. Georg Grun und Generalkonsul, Hauptmann d. R. Ludwig Przedecki überreichte am 19. Juni ein schweres, silbernes, geschmackvoll ausgeführtes Tablett von 65 Zentimeter Länge und 45 Zentimeter Breite mit dem Wappen der Stadt Breslau.

Anfang September dieses Jahres ist der Kreuzer „Breslau" in den Verband der Hochseeflotte aufgenommen worden. Gegenwärtig weilt er im Mittelmeer. Die 2700 Seemeilen lange Strecke Kiel—Malta hat er in sieben Tagen zurückgelegt, also 386 Seemeilen in jedem Tage. Er hat damit die schnellste Fahrt gemacht, die je ein deutsches Kriegsschiff ausgeführt hat. G. H.

Aus großer Zeit

Löwenberg im Jahre 1813 und sein „Blücherfest". Die nach der Schlacht bei Bautzen gegen Schlesien in Bewegung gesetzten französischen Korps wurden später dem Oberbefehl des Marschalls Ney als „Boberarmee" unterstellt. Tatsächlich handelte es sich in den Kämpfen des Sommers 1813 vielfach um den Besitz der Boberübergänge, und die Orte Bunzlau, Löwenberg, Zobten und Lähn hatten damals arg zu leiden.

Am 23. Mai[1]) kamen Kaiser Alexander und König Friedrich Wilhelm durch Löwenberg; ihnen folgten bald die zurückweichenden Russen. Schon am 26. traf die Spitze des Macdonaldschen Korps ein, und die Stadt hatte nun bis zum Ende des Waffenstillstandes (4. Juni bis 16. August) eine ständige französische Besatzung von 600 Mann zu verpflegen. Viele Truppen zogen durch, besonders seit am 12. Juli die bisher über Bunzlau führende Etappenstraße nach Löwenberg verlegt worden war. Macdonald hatte sein Hauptquartier im Schlosse zu Hohlstein aufgeschlagen; aber er und die dreißig bis

1) Quellen: 1. H. Scholz im Jahre 1813. 2. Das Blücherfest in Löwenberg am 30. Aug. 1841 usw. von Dr. Aug. Hübner, Leomontanus. Goldberg 1841. 3. Acta des Magistrats zu Löwenberg, betreffend Abhaltung des Blücherfestes. 1861—1872. 4. R. Sachse, Buchholz und das Blücherfest, Löwenberg 1884. 5. Eigene Erfahrung seit 1889.



Festzug beim diesjährigen Blücherfeste in Löwenberg

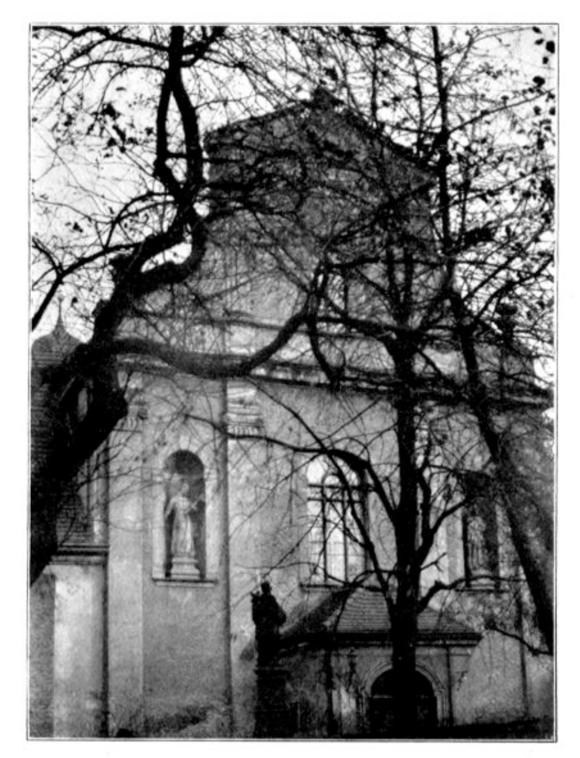
vierzig Offiziere seines Stabes wurden von Löwenberg aus beköstigt. Außerdem hatte die Stadt Lazarette und Magazine einzurichten, Backöfen zu erbauen und gelegentlich Kontributionen zu zahlen, so z. B. im Juli 2693 Taler. Ein Zeitgenosse, der Rektor Neumann, berechnet den Gesamtschaden, welchen die Stadt vom 26. Mai bis zum 30. August erlitt, auf 281 697 Taler. Am 21. August kam Napoleon mit der Garde in Löwenberg an und leitete sofort den allgemeinen Vormarsch gegen Blüchers Armee ein. Die Stadt hatte damals nicht weniger als 62 Generäle zu verpflegen. Zum Glück wurde Napoleon durch bedenkliche Nachrichten aus Dresden veranlaßt, mit den Garden abzuziehen, und die Boberarmee ihrem Schicksal zu überlassen. Löwenberg hatte als Entschädigung für alle ausgestandene Not und Angst den Vorzug, den letzten Akt des Dramas von der Katzbach sich unmittelbar vor seinen Toren abspielen zu sehen. Denn am 29. August wurde auf den Höhen zwischen Plagwitz und dem hoch angeschwollenen Bober die französische Division Puthaud vernichtet. Diese hatte an der Katzbach nicht mitgefochten, war vielmehr nach einem mißlungenen Umgehungsversuche auf Hirschberg ausgewichen und dann am Bober abwärts marschiert, um einen Uebergangspunkt zu suchen. Alle Brücken waren aber von den Franzosen zerstört oder vom Hochwasser fortgerissen worden, und als die französische Division auf den Plagwitzer Höhen anlangte, war ihr der weitere Weg auf Bunzlau bereits verlegt. Langerons Russen zwangen Puthaud, einen ungleichen Kampf, den hochgehenden Bober im Rücken, anzunehmen, an welchem sich die noch in Löwenberg stehenden Franzosen fast nur als Zuschauer beteiligen konnten. Schließlich streckten die Franzosen die Waffen; 6000 Mann mit 100 Offizieren, 24 Kanonen und zwei Adler fielen in die Hände der Sieger. Gegen 2000 Mann sollen in den Fluten des Bobers ertrunken sein.

Schon am folgenden Tage zogen die in Löwenberg stehenden Franzosen nach Lauban ab, und am Abend sollen einige Bürger dankerfüllten Herzens vor dem Rathause das Lied „Nun danket alle Gott“ gesungen haben.

Blücher kam von Hohlstein aus am 1. September in Löwenberg an und ließ in der evangelischen Kirche einen feierlichen Dankgottesdienst abhalten. Wurde auch der letzte Schlag bei Löwenberg von russischen Truppen geführt (nur ein preußisches Husarenregiment hatte am Kampfe teilgenommen), so war doch das Gefecht bei Plagwitz nur ein Nachspiel des Sieges an der Katzbach, und der greise Held Blücher wurde mit Recht als Löwenbergs Befreier gefeiert.

Die Erinnerung an die Befreiung vom fremden Joche wurzelte so fest in den Herzen der Bürger Löwenbergs, daß sie alljährlich bei der Wiederkehr des 30. August ihren Empfindungen sichtbaren Ausdruck verliehen. Schon im folgenden Jahre können wir den bescheidenen Anfang dessen finden, was heute in der ganzen Gegend als „Blücherfest“ bekannt ist. Am 30. August 1814 machten die Bürger einen Spaziergang in das liebliche Wäldchen südöstlich der Stadt, das Buchholz, und hielten dort eine schlichte Feier ab. Die Teilnahme an dieser Gedenkfeier wuchs von Jahr zu Jahr. Aus dem gemeinschaftlichen Spaziergange wurde allmählich ein feierlicher Auszug, an welchem sich die städtischen Behörden, Lehrer und Geistlichen, die Schuljugend und manche Vereine beteiligten. Gleichzeitig beging auf dem gegenüberliegenden Steinberge, dem Schlachtfelde Langerons, die Gemeinde Plagwitz eine ähnliche Erinnerungsfeier.

Die ersten Vereine, welche geschlossen am Festzuge teilnahmen, waren die beiden Bürger-Schützen-Korps; dann schloß sich die in Löwenberg stehende Invaliden-Kompagnie an, die Garnison beteiligte sich, und auch die Beteiligung des Publikums aus den umliegenden Orten wurde immer größer. Am 30. August 1833 soll die auf dem Blücherplatze versammelte Menge schon an 6000 Köpfe gezählt haben. In diesem Jahre wurde



Kirche und ehemaliges Franziskanerkloster in Goldberg

bei Goldberg, von dem noch einige Ueberreste vorhanden sind, auf. Bedenkt man die Sorge der frommen Frau um das Seelenheil der vielen Bergleute, die sich damals schon in Goldberg wegen des reichen Goldlagers aufhielten, so läßt sich wohl die Gründung des Klosters um diese Zeit annehmen. Auch Grünhagen hält das Jahr 1212 für das Gründungsjahr, und der Rat der Stadt Goldberg nimmt in einem Schreiben an den Pater Teichmann aus dem Jahre 1707 die Gründung ebenfalls mit 1212 an. Die Mittel zum Bau nahm man jedenfalls aus den reichen Erträgen des Goldbergwerkes; denn nach Fischer und Stuckart wurden damals schon wöchentlich fünfzig Pfund Gold geliefert. Um das Jahr 1240 werden die Franziskaner in Goldberg unter dem Namen „Graumönche" erwähnt, und 1244 hat nachweislich bereits eine Kustodie der Mönche in Goldberg bestanden. Am 2. Dezember 1258 stellte Herzog Boleslaus im Kloster eine Urkunde über einen gelobten Bußgang aus. Obgleich eine Anzahl Zeugen in dem Dokument aufgezeichnet sind, hält man es nicht für echt. Aber aus einer Aufzeichnung vom Jahre 1265 geht hervor, daß das Kloster bedeutende Vorzüge und Auszeichnungen genoß. Eine weitere Aufzeichnung über das Goldberger Kloster findet sich in den Regesten, wonach Papst Clemens IV. am 1. Juli 1267 dem Dechanten der Breslauer Kirche befahl, die Klage der Johanniter in Polen gegen Herzog Boleslaus wegen Beeinträchtigung des Klosters in Goldberg zu untersuchen. Völlig zerstört wurde das Kloster im Jahre 1428 durch die Hussiten. Letztere sollen damals den Frater Thomas außerhalb der Stadt verbrannt haben. Ein verwittertes Steinbild, das anfänglich auf einer Brückenumfassung an der Liegnitzer Straße bei Kopatsch gestanden hat, dann am Matthäiplatze aufgestellt wurde und neuerdings seinen Standort an der Promenade neben der katholischen Kirche erhalten hat, wird allgemein als Erinnerungszeichen angenommen. Nach der Zerstörung des Klosters war den Franziskanern die Kapelle St. Ottilio in Neukirch überwiesen worden. 1448 hatten die Mönche ihr Kloster wieder aufgebaut und bezogen. Als zur Zeit der Reformation fast alle Bewohner Goldbergs zur evangelischen Lehre übergetreten waren, hörten die Almosen, die man dem Kloster gab, nach und nach auf, so daß die Auflösung desselben unabwendlich war. Der letzte Guardian Hampel war schließlich genötigt, einen Teil des Klosterackers für 26 Mark zu verpfänden. Später wanderten die Brüder nach Böhmen aus. Man räumte die Klostergebäude der Schule des berühmten Lehrers Trotzendorf ein, bis die Franziskaner nach 1700 wieder von ihnen Besitz nahmen.

Nach der Uebernahme ging man sofort an einen Erweiterungsbau des Klosters. Im Jahre 1725, in dem eine Renovation des Klosters vorgenommen wurde und das Gebäude eine Wasserleitung vom Niederbrauhausständer erhielt, war die Zahl der Franziskaner auf 22 gestiegen. Infolge des Edikts vom 30. Oktober 1810 erfolgte die Aufhebung des Klosters, in dem sich damals noch sechs Mönche befanden. Jetzt enthalten die Räume die Klassenzimmer der katholischen Volksschule sowie die Wohnungen der drei Lehrer und den Sitzungssaal des Stadtverordneten-Kollegiums. Arlt

Zur Hundertjahrfeier der Besitzergreifung des alten Festungsgeländes durch die Stadt Breslau. Ein bedeutungsvoller Monat in der Geschichte Breslaus und Schlesiens ist der November. Der 7. November des Jahres 1741 war es, der im Fürstensaale des Rathauses die Huldigung der Stände vor Friedrich dem Großen sah, und vor hundert Jahren, am 21. November 1812, wurden der Stadt Breslau als königliches Geschenk die Festungswerke übergeben. Es war ein einfacher, kurzer Akt: die Uebergabe dreier Schlüssel — die Aufnahme eines Protokolls. Aber einen verzwickten, langen Weg hatte es gekostet, ehe man bis zu ihm gelangte . . . Zwar das königliche Wort, das nach dem Tilsiter Frieden den Deputierten der Stadt Breslau in Memel gegeben und in der Kabinettsorder vom 3. September 1807 wiederholt wird, gewährt das nachgesuchte Geschenk der von den Franzosen demolierten Festungswerke „zur Minderung der wegen Kriegscontributionen und Kriegskosten contrahierten Schulden" und versichert, daß der König mit Freuden die Gelegenheit ergreife, der guten Stadt Breslau sein Wohlwollen tätlich zu beweisen. Dieses Königswort jedoch ist erst der Anfang jenes Weges, der volle fünf Jahre währte. Denn immer wieder versucht die Kriegs- und Domänen-Kammer, es zu beschneiden und zu deuteln im Laufe der langwierigen, fast feindseligen Verhandlungen, die nun beginnen. An ihrer Spitze stehen als Zivilkommissarius der Geh. Finanzrat v. Massow, der spätere Oberpräsident, als Militärkommissarius der Höchstkommandierende, Generalleutnant v. Grawert. Sie bedeuten dem Magistrat sofort, sich „nicht die geringste Disposition anzumaßen", und wenden sich mit verschiedenen Vorstellungen an den König, dessen Interesse — das muß anerkannt werden — sie zu wahren meinen. Besonders dem Generalleutnant Grawert ist ein bedeutendes Militär-Depot wie Breslau ohne jede Befestigung schier undenkbar. Unbedingt will er die Mauer durchsetzen. Und wenn auch Geheimrat Massow nicht ganz seiner Meinung ist, so vermittelt er doch nicht. Unterdes verlangt die Stadt dringend danach, aus dem Verkauf des geschenkten Terrains Mittel zur Schuldentilgung zu gewinnen. Ihre Vermessungen unterbricht Grawert, weil ohne allerhöchsten Befehl Festungswerke nicht vermessen werden dürfen. Am 26. Juni 1809, wendet sie sich mit einem Immediatgesuch um Uebergabe an den König. Dagegen führt Grawert Beschwerde beim Kriegsdepartement, richten er und Massow in ihrer Meinungsverschiedenheit einander widersprechende Berichte nach Berlin. Da in der Kabinettsorder vom 9. September 1807 von „demolierten" Festungswerken die Rede ist, wird der Stadt die „polnische", die rechte Oderufer-Seite, bestritten, weil es dort keine „demolierten" gäbe. Und wirklich bezeichnet schließlich das

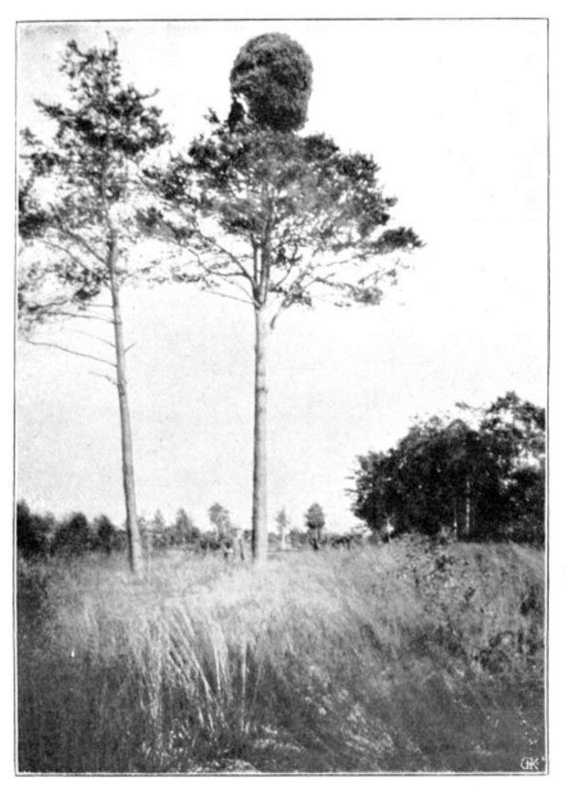
Kriegsdepartement den Anspruch der Stadt auf die „polnische" Seite als „einen Wahn". Die Kommandantur fordert den Magistrat auf, das linksseitige „deutsche" Terrain zu verpachten und die Pachtgelder zu hinterlegen. Der Magistrat lehnt eine Besitzergreifung in dieser Form ab, um damit nicht den Anspruch auf das Ganze zu gefährden. Infolge aller Widersprüche wird Scharnhorst mit einem Gutachten beauftragt. Wie immer dasselbe ausgefallen sein mag: es erscheint am 31. August 1810 eine Kabinettsorder, die der Stadt nur die auf deutscher Seite belegenen Festungswerke zuspricht, und auch diese nur zu einstweiliger Benutzung als Gelände für Promenaden unter Beibehaltung des Hauptwalls. Die Enttäuschung ist groß und die Eingabe, die auf dieses Geschenk verzichtet, fertig. Da kommt im September 1810 der König nach Breslau, und die Eingabe wird zum Glück nicht eingereicht, weil der Staatsminister v. Hardenberg beschwichtigend vermittelt. Der Plan der Militärs ist offenbar fallen gelassen worden und der König zu seiner persönlichen, weitschauenden Ansicht über die Entfestigung Breslaus, die merkwürdigerweise mit der Napoleons übereinstimmt, zurückgekehrt. Er läßt erklären, daß er sein Versprechen im weiten Umfange aufrecht erhalte und bestätigt dies dem Magistrat in Audienz. Die Freude ist groß, und dem König wird zum Dank eine Festbeleuchtung mit Musik dargebracht. Indessen bringt die schriftliche Fixierung nochmals Enttäuschungen, z. B. die Zurückbehaltung von Gebäuden zu militärischen Zwecken, und erneute Eingaben mit sich, und die Verhandlungen über Detailfragen wollen kein Ende nehmen. Doch der Magistrat ist vorsichtig geworden, will nichts annehmen, ehe nicht alles Strittige erledigt ist und sichert sich wiederholt gegen unliebsame Eingriffe und kostspielige Anforderungen. Schließlich wird als Tag der Uebergabe der 21. November gewählt. Und ohne jedes festliche Gepräge geht diese Uebergabe vor sich. Ihren vollen Wert konnte die damalige Zeit noch nicht ermessen. Heute aber reiht sich der 21. November 1812, da die Fesseln der Stadt Breslau fielen, in der Geschichte der Stadt seinem großen Vorgänger, dem 7. November 1741, an Bedeutung würdig an.

H. Herrmann

Heimatliteratur

Deutschlands Herz im Frühling 1813. Von Waldemar Rosteutscher. Phönixverlag Berlin-Breslau-Kattowitz-Leipzig. Keine der Bücher-Schmeißfliegen, wie sie sich stets in Scharen selbstsüchtig saugend um große Gelegenheiten drängen. Das Produkt glühender Heimatsliebe und sorgfältiger Forschung auf dem Gebiete der Heimatsgeschichte jener großen Zeit, da unsere Provinzialhauptstadt nach Holteis Ausspruch das Herz Deutschlands, ja Europas war. Der Autor stützt sich auf nicht weniger als 64 Werke und hat mit äußerst feinem Verständnis tausend Kleinigkeiten herangezogen, die uns sonst kaum erreichbar sind, und die gerade so recht geeignet erscheinen, die damals obwaltenden Verhältnisse ins hellste Licht zu setzen. Die packende Darstellung wird zudem durch ein mehr als reiches Bildermaterial unterstützt. Alles in allem: eine Festgabe, wie sie der Größe des behandelten Objektes würdig ist.

Aus Schlesiens Wäldern. Von Professor Dr. Theodor Schube, Ferdinand Hirt, Breslau. Der um die Entdeckung und Erhaltung zahlreicher Naturdenkmäler Schlesiens hochverdiente Verfasser ist rastlos durch Wort und Schrift bemüht, das ihn beseelende Interesse für namentlich botanische Seltenheiten innerhalb unserer Heimatsgrenzen auf weitere Kreise zu übertragen. Unseren Lesern ist er bereits durch zahlreiche größere und kleinere Beiträge vertraut geworden. Die diesen Beiträgen nachzurühmenden Vorzüge, Geschick in der Wahl des dem Interesse des Lesers nahe zu bringenden Objektes, humorvoller, gewandter Ausdruck, Vermeidung alles gelehrten Beiwerks, sind auch diesem neuen Werke



phot. Schube in Breslau

Hexenbesenkiefer im Mariensterner Klosterforst bei Hoyerswerda

Schubes eigen. Zehn Kapitel führen den Leser nicht nur in die Kenntnis der heimischen Bauwelt ein, sondern vermitteln ihm auch in interessanter Form die Grundzüge der Morphologie und der Blütenbiologie und lehren ihn zugleich die Gesetze einer gesunden Forstästhetik erkennen. 123 Abbildungen unterstützen die Darlegungen wesentlich.

Naturdenkmäler

Hexenbesen. Dem Einsender der Aufnahme auf Seite 599 des vorigen Jahrganges sind zwei Irrtümer unterlaufen. Der eine ist der, daß der Baum anstatt als Fichte als Tanne bezeichnet worden ist, der andere, daß der sonderbare Gipfelaufsatz eine Mistel sein soll, während es sich um einen Hexenbesen (in Schlesien auch Donnerbesen, „Dunnerbasen", genannt) handelt. (Vgl. Schube, „Aus Schlesiens Wäldern" (Seite 38). Ein sehr wertvolles Naturdenkmal liegt allerdings vor, von dem es fast rätselhaft erscheint, daß es bei der verhältnismäßigen Schwäche des Trägers noch nicht einem Sturme zum Opfer gefallen ist. Mistel auf Fichte wäre freilich, selbst bei bescheidenstem Umfange, auch recht beachtenswert, da sie auf dieser Baumart nur äußerst selten vorzukommen scheint und in Schlesien noch nicht sicher beobachtet worden ist. Auf Tannen ist der Halbschmarotzerstrauch, der ja auch in und um Breslau auf Pappel, Linde, Robinie, Silberhorn u. a. ziemlich häufig zu sehen ist, zwar auch eine Seltenheit, aber außer bei Gorkau z. B. auf jenem Riesenbaume wahrnehmbar, der, fast genau jener Neuheider Fichte über Altheide hinweg gegenüber, bei der Erholungsstätte in Neu Falkenhain steht. Während die Misteln selbständige, wenn auch bis zu einem gewissen Grade von ihrem Träger abhängige Pflanzen sind, stellen die Hexenbesen nur krankhafte Zweiganhäufungen dar. Daß sie, wie man früher allgemein annahm, sämtlich

durch Einwirkung von Schmarotzerpilzen hervorgerufen werden, wird neuerdings von einzelnen Forschern bestritten, für manche Fälle ist es sicher erwiesen. Auf Laubbäumen, z. B. Kirschen und Birken, bleiben sie meistens unansehnlich, auf Nadelhölzern aber erreichen sie zuweilen eine ganz erstaunliche Größe. Ein gegen zwei Meter hoher, reichlich ein Meter breiter Kiefernhexenbesen in dem Mariensterner Klosterforst bei Hoyerswerda ist auf voriger Seite abgebildet, einen halb so großen, fast kugeligen, könnten Besucher des Eulengebirges am Rande des Gehöftes der Oberförsterei Lampersdorf beobachten. Der größte mir aus Schlesien bekannte, einem riesigen Storchnest (von fast sechs Meter Durchmesser) ähnlich geformt, steht auf einer Lärche in der Barzdorfer Fasanerie am Ostrande des Streitberges bei Striegau. Theodor Schube

Breslauer Theater

Als unsere vier Breslauer Bühnen im September ihre Pforten öffneten, machte das Publikum von der selbstverständlichen Erlaubnis einzutreten überaus zaghaft Gebrauch. Am schlimmsten ging es dem Schauspielhause. Man gab zuerst Oskar Wildes „Frau ohne Bedeutung“. Als das glitzernde, aber seichte Konservationsstück schnell versagte, griff man zu der wuchtigen Dramatik Hebbels und gab in guter, abgerundeter Darstellung seinen „Gyges“. Der Mißerfolg war der gleiche. Ein Einakterabend, der sich aus Stefan Zweigs gehaltvollem Versspiel „Der verwandelte Komödiant“, Schnitzlers „Letzten Masken“ und „Literatur“, sowie Thomas etwas dünn geratener Satire „Lottchens Geburtstag“ zusammensetzte, hielt einige Zeit vor. Dann kam als nächste Premiere des fünfzigjährigen Max Dreyer Scherzspiel aus alten Tagen „Der lächelnde Knabe“. Otto Ernsts handfest gezimmerter, schon leise verbleichender „Flachsmann als Erzieher“ reichte für einige mittelgut besuchte Häuser aus. Der nächste Novitätenabend war Karl Schönherr, wohl dem stärksten Dramatiker unserer Tage, gewidmet, und brachte zwei Werke des Tiroler Dichters, die für Breslau allerdings keine Novitäten mehr waren, den prachtvoll, aus einem Guß geschaffenen Einakter „Die Bildschnitzer“ und den wuchtigen Dreiakter „Ende“, beide in sehr beachtenswerter Darstellung.

Auch das Schauspielhaus stand zunächst unter einem Unstern. Die Wiederaufnahme von „Eva“ bedeutete einen Sondererfolg für die wiedergenesene, beliebte Operettendiva Génie von Größl, aber lange konnte sich das wenig erfreuliche musikalische Rührstück mit Opernallüren nicht behaupten. Es machte dem „Tanzanwalt“ Platz, der mit Hilfe tanzfreudiger Soubrettenbeine seinen Prozeß vor dem Forum eines nachsichtigen Sonntagspublikums gewann, vor der Kritik aber verlor, so daß er nur verhältnismäßig wenige Abende für seine — nicht vorhandene — Existenzberechtigung plädierte. Da erschien als Retter in der Not wieder einmal das goldene Wiener Herz, das diesmal unter dem samtenen Künstlerjackett des „lieben Augustin“ schlägt. Diese Operette, die in der Geschichte ihrer Gattung einen mit Freude zu begrüßenden Markstein bedeutet, ist ein Jugendwerk des erfolgreichen Komponisten und vor Jahren unter dem Titel „Der Rebell“ energisch durchgefallen. Tempora mutantur! Und was das Seltsamste ist, sie scheinen sich zum Bessern zu ändern; denn „Der liebe Augustin“ ist ein feines musikalisches Lustspiel, dessen Besuch wärmstens zu empfehlen ist. Mit diesem Erfolge dürfte das Schauspielhaus vorläufig aller weiteren Repertoirsorgen enthoben sein. Ein mehrfaches Gastspiel Moissis als Hamlet und Romeo hatte dem Schauspielhause als vorübergehender Pflegstätte des Wortdramas starken Besuch gebracht.

Im Stadttheater setzte die Saison ebenfalls recht lau ein. Das recht glücklich ergänzte Ensemble aber und die kluge Einführung von „ermäßigten Opernpreisen“ haben den Besuch schon seit Wochen auf eine respektable Höhe gebracht.

Das Thalia-Theater hat nach vergeblichen Versuchen mit Stücken älteren Jahrgangs, wie „Ein Glas Wasser“, „College Crampton“, „Kameliendame“ u. a. endlich in der „Polnischen Wirtschaft“ das ersehnte Zugstück gefunden, das Haus und Kasse für eine Reihe von Abenden füllen dürfte. Fritz Ernst

Persönliches

Am 1. Oktober d. J. waren fünfzig Jahre verflossen, seit der Professor an der Katholischen Realschule in Breslau **Karl Pelzer**, der Nestor der preußischen Oberlehrerschaft, seine Lehrtätigkeit begann. Professor Pelzer wurde im Jahre 1835 in Münster i. W. geboren. Nach Beendigung seines mathematisch-naturwissenschaftlichen Studiums an der Akademie in Münster legte er sein Probejahr am Friedrich Wilhelms-Gymnasium in Köln ab, worauf er als ordentlicher Lehrer an die Realschule nach Bromberg berufen wurde. Seit Ostern 1873 ist er an der katholischen Realschule in Breslau tätig.

Kaufmann **Theodor Nitschke** in Breslau, der anläßlich seines 60. Geburtstages seiner Vaterstadt Löwen einen größeren Betrag zu Wohlfahrtszwecken gestiftet hat, ist von den städtischen Körperschaften der Stadt Löwen zum Ehrenbürger ernannt worden.

Vor 200 Jahren, am 22. Oktober 1712, wurde **Johann Gottfried Heinitz** zu Lauban geboren. Er studierte auf der Universität Leipzig, wurde 1735 in Wittenberg Magister, 1736 Konrektor in Kottbus, bald darauf Rektor in Kamenz und später in Löbau. Er war ein hervorragender Pädagoge seiner Zeit und starb am 25. Dezember 1790 als Magister der Philosophie in Löbau. M.

Der langjährige Stadtverordnete der Stadt Patschkau, Kommissionsrat **August Schneider**, wurde vor kurzem von der dortigen Stadtverordnetenversammlung einstimmig zum Ehrenbürger ernannt. Der so Geehrte hat in seltener Uneigennützigkeit Bedeutendes auf dem Gebiete der Volkswohlfahrt geleistet. Sein Schaffen krönte er durch Errichtung eines Altersheims aus eigenen Mitteln. Auf einem von Präparandenlehrer Böhm in Patschkau entworfenen und ausgeführten Ehrenbürgerbriefe ist auf diese Stiftung Bezug genommen worden, indem außer einem Bilde der Stadt Patschkau und einer Abbildung der Schneiderschen Villa auch eine bildliche Darstellung des Altersheims sich findet.

Kleine Chronik

Oktober

28. Die höhere Mädchenschule in Kreuzburg O.-S. begeht in feierlicher Weise das Fest ihres 50jährigen Bestehens.

30. Der neu geschüttete Bahndamm der Strecke Möhlten—Birgwitz rutscht unweit der Holzmühle in einer Länge von 20 m ab.

31. Gegen 6,25 abends wird in Liegnitz ein intensiv weiß leuchtendes Meteor beobachtet, das in 60 Grad Höhe auftaucht, in nordwestlicher Richtung zieht und bis etwa 20 Grad Höhe sichtbar bleibt.

November

1. Mehr als 5000 Angehörige von katholischen Arbeiter- bezw. Jugendvereinen veranstalteten im Breslauer Schießwerder eine besondere imposante Kundgebung zu Ehren des Kardinals Georg Kopp.

Die Toten

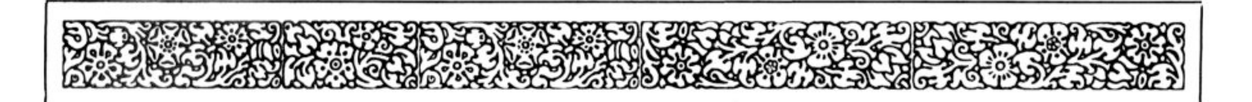
Oktober

6. Herr Königlicher Major a. D. Nikolaus du Moulin gen. von Mühlen, 64 J., Landeshut.

8. Herr Justizrat Kurt Boas, Beuthen O.-S.

9. Herr Generalmajor z. D. Richard Graf von Pfeil und Klein Ellguth, Breslau.

10. Herr Sanitätsrat Dr. med. Hugo Becker, 67 J., Deutsch Lissa.



Die reiche Braut

Roman von A. Oskar Klaußmann (4. Fortsetzung)

Die zahllosen, dicht über dem Erdboden befindlichen Weichenlaternen des großen Rangierbahnhofes, der zu dem Heimatsorte Karls gehörte, tauchten auf. Einen wilden Freudentanz schienen diese leuchtenden, roten Punkte aufzuführen, während der Zug durch sie hindurch fuhr. Dort lag der Perron mit Hunderten von Menschen, die durcheinander wirbelten. Karl, der sich weit aus dem Fenster beugte und nach seinen Angehörigen spähte, entdeckte den Vater und Schwester Emma, die ihn erwarteten. Er hatte schon das Kupee verlassen und sein Gepäck herausgeschafft, als sich Vater und Schwester durch die Menge bis zu ihm herandrängten. Karl nahm seinen Hut ab und küßte nach Landesbrauch die Hand des Vaters; dann umarmte ihn der alte Mann stürmisch mit dem ihm gebliebenen rechten Arm. Er küßte den Sohn auf Mund und Wangen und drückte ihn an sich, daß Karl das Pochen des Vaterherzens an dem seinen hörte. Tränen standen in den Augen des alten Kohlenmessers, als er den Sohn nochmals an sein Herz drückte und sagte:

„Sei willkommen! Wie habe ich mich auf diesen Augenblick gefreut!"

Schwesterliche Liebe und Bewunderung lagen in den Augen Emmas, als sie mit Handschlag und Kuß den Bruder begrüßte. Karl konnte nicht umhin, ihr ein paar schmeichelhafte Worte über ihr prächtiges Aussehen und über ihre lustigen, fröhlichen Augen zu sagen. War er gerührt durch den Empfang des sonst verschlossenen, strengen Vaters, so fühlte er sich erwärmt durch die Liebenswürdigkeit und das fröhliche Gesicht der Schwester.

„Wo hast Du Dein Gepäck?" fragte Siegner den Sohn.

„Ich habe zwei Taschen bei mir und im Packwagen einen Koffer. Das Hauptgepäck habe ich nur bis Beuthen einschreiben lassen."

„Die Taschen nehmen wir mit; den Koffer können morgen früh zwei Mädchen aus der Grube holen!" entschied der alte Siegner. „Du bleibst doch hoffentlich einige Tage bei uns?" fuhr er dann fort.

„Ich kann nur fünf Tage hier bleiben; dann muß ich mich in Beuthen stellen. Ich bin zur Staatsanwaltschaft designiert, und die haben sehr viel zu tun. Es fehlt an Hilfskräften!" antwortete Karl.

„Ja, Gott sei Dank! Es ist Mangel an Juristen," sagte Siegner mit einem triumphierenden Lächeln. „Du kommst zu günstiger Zeit in die Karriere."

So sehr sich auch Karl dagegen sträubte, Emma nahm ihm doch die Handtasche ab, und der Vater wollte mit Gewalt die andere Tasche, die Karl hielt, tragen; aber die Pietät Karls wehrte sich gegen diese väterliche Liebenswürdigkeit. Durch die sich drängende Menschenmenge stiegen die drei Glücklichen die breite, steinerne Treppe hinunter, die vom Vestibül nach dem Platze vor dem Bahnhofe führte.

Die Menschenmenge ergoß sich in die Straßen des Industrieortes, die strahlenförmig von dem Bahnhofsplatze ausgingen. Mit raschen Schritten passierte Siegner mit Sohn und Tochter eine dieser Straßen, die wie die einer Großstadt aussahen. Die Straße, welche die drei entlang gingen, war aber nur kurz. Sie führte bald auf freies Feld und über dieses hinweg, vorüber an industriellen Etablissements bis nach der Arbeitskolonie der Mathildegrube, wo Siegner wohnte. Natürlich fragte Karl nach Mutter und Schwester Martha. Es wurde ihm gesagt, sie seien zu Hause, um die Empfangsfeierlichkeiten vorzubereiten, und Karl lächelte, wenn auch etwas gezwungen.

In der Nähe der Grube, vielleicht zwanzig Minuten von den Häusern des Bergwerks entfernt, lag die Arbeiterkolonie, bestehend aus fünfzig gleichmäßig gebauten Häuschen und ein paar größeren Beamtenhäusern. Jedes Gebäude hatte zwei Etagen und ein Kellergeschoß. In jedem Stockwerk befanden sich zur Rechten und Linken des Hausflurs je ein Zimmer mit einer Kammer, so daß jedes Haus vier solcher Zimmer und Kammern enthielt. Eines dieser Häuschen bewohnte Karl Siegner mit seiner Familie, wenn auch nicht allein. Es stand ihm, als Kohlenmesser, nur eine freie Dienstwohnung von zwei Zimmern nebst Kammern zu; ein drittes Zimmer nebst Kammer hatte er gemietet. Das vierte Zimmer rechts vom Parterrehausflur hatte die Witwe eines im Dienst verunglückten Oberhäuers inne, und man mußte Frau Kasperka nachsagen, daß sie gute Nachbarschaft hielt. Die alte Frau, deren Gesicht mehr Runzeln zeigte, als für ihre Jahre notwendig war, und einen grauen Ton hatte, der — wie die Patina die Gesichter der Bronzestatuen — die Gesichter aller, in unmittelbarer Nähe der Berg- und

Hüttenwerke lebenden Personen infolge des beständigen Aufenthalts in Rauch und Dunst überzieht, sah viel älter aus, als sie war.

„Ich gratuliere auch schön, Herr Doktor," sagte sie, als Karl den Hausflur betrat, und Karl fand sich bei der Frau mit ein paar liebenswürdigen Worten des Dankes ab.

Lächelnd zeigte Emma auf die Girlande aus Blumen und Tannenreisig, die die Tür umrahmte. Im Zimmer kamen Mutter und Schwester Martha mit roten Gesichtern aus der Küche dem Sohn und Bruder entgegen, um ihn zu herzen und zu küssen.

Der große Tisch in der Mitte der Stube war weiß gedeckt und besetzt mit Tellern und Gläsern. Aus der Kammer, die zur Küche umgewandelt war, drang der Duft gebratenen Fleisches und anderer schmackhafter Sachen. Die Petroleumlampe, die von der Decke des Zimmers herabhing, verbreitete sanften Schein in dieser Heimstätte des Familienglückes und der stillen Behaglichkeit.

Einen Blick des Wiedersehens warf Karl auch zu den braunen Balken der Decke empor, die einen Gipsbewurf zeigte. Die mächtigen Balken, die die niedrige Decke trugen und die unteren Bretter des Fußbodens der oberen Etage, grüßten ihn mit ihrem braunen Ton und erinnerten ihn an alle Träume der Kindheit, die er gehabt, wenn er in seinem Bette auf dem Rücken lag und zu dieser vom Alter braun gewordenen Decke emporgesehen hatte. Nur kurze Zeit verweilte Karl in den unteren Räumen. Vater und Schwester geleiteten ihn die Treppe hinauf. Hier lagen die Stube und die Kammer, welche für die Mädchen bestimmt waren. In der Kammer schliefen und in dem Zimmer arbeiteten sie. Hier war ihr kleines Reich, das die Mutter wohl täglich, der Vater nur selten betrat. Auf der linken Seite des Hausflurs befand sich die „gute Stube", welche das Prunkgemach der Siegnerschen Häuslichkeit bildete. Hier standen die besten Möbel: ein Sofa, ein paar gepolsterte Großvaterstühle, ein Glasschrank, die sogenannte Servante, gefüllt mit Porzellan und Glas, und ein Schränkchen mit Büchern. Die Kammer nebenan war das Schlafzimmer Karls, wenn er zu Hause war, bei welcher Gelegenheit dann stets die gute Stube sein Wohn- und Arbeitszimmer wurde. Er hatte das beste Zimmer des Hauses, den besten Platz am Tische, so wollte es der Vater. Die Schwestern hatten es sich nicht nehmen lassen, auch die Tür, die zu dem Zimmer Karls führte, mit Blumen und Tannenreisig zu schmücken. Mächtige Blumensträuße standen in den Zimmern auf dem Tische und in Gläsern auf den Fenstern. Die Mädchen hätten am liebsten jeden Gegenstand in Karls Schlafzimmer bekränzt, wenn die Mutter nicht Einspruch erhoben hätte.

Eine Viertelstunde später saß die Familie im Wohnzimmer um den Tisch, um das Abendbrot einzunehmen, zu später Stunde; denn es war fast 10 Uhr, und um diese Zeit schlief man sonst im Siegnerschen Hause, wo alles nach dem Schnürchen ging, schon längst. Der Alte duldete nicht einmal, daß die Mädchen abends Licht in ihrem Zimmer brannten. Das sei Verschwendung, sagte er, und die armen Mädchen mußten auch im Winter stets um acht Uhr mit den Hühnern zu Bette gehen, um nicht unnütz Licht zu verbrennen. Dafür aber mußten sie im Winter und Sommer auch mit den Hühnern heraus. Um vier Uhr stand man im Hause Siegner auf. Mußte Siegner doch um fünf Uhr schon beim Verlesen im Zechenhause auf dem Bergwerk sein.

Der Schweinebraten, das übliche Sonntagsgericht des damaligen Oberschlesiens, stand heute am feierlichen Empfangsabend auf dem Tische, und es fehlten auch die schlesischen Mehlklöße nicht. Weinflaschen standen sogar auf dem Tische, ein unerhörter Luxus. Siegner fühlte sich verpflichtet, dem Sohne mit einer Handbewegung nach den Flaschen hin zu erklären:

„Das ist ein Geschenk vom Herrn Bergrat von Muvius und extra für heute Abend bestimmt. Wir haben nämlich ein großes Bergfest am vorigen Sonntag gehabt, und da sind einige Flaschen Wein übrig geblieben. Der Herr Bergrat meinte, der Lieferant nähme den Wein doch nicht zurück, und er stände schon auf der Rechnung. Darauf hat er mir einige Flaschen gegeben und extra gesagt:

„Damit feiern Sie die Ankunft Ihres Herrn Sohnes, und halten Sie mit ihm noch einen Doktorschmaus." Der Bergrat hat mir gesagt, Du möchtest ihn doch einmal besuchen, wenn du hier wärest."

„Ich werde nicht verfehlen, zu ihm zu gehen und mich bei ihm für seine Freundlichkeit zu bedanken!" sagte Karl mit jener eigentümlichen Ruhe, die ein Teil seines Wesens zu sein schien. Dann fragte er:

„Also ein Bergfest hattet Ihr?"

„Und ein ganz großartiges! Der Querschlag von Mathildegrube nach Gut-Traugott ist fertig geworden, und nun können wir doppelt soviel Kohlen fördern als früher. Die Gewerkschaft hatte 8000 Mark zu dem Fest bewilligt, und es war ganz großartig. Frag nur Deine Schwestern! Die haben getanzt, daß die Sohlen an den Schuhen kaput gegangen sind. Nun, was schadet's! Wir haben damals schon Deinen Doktor gefeiert, Karl!"

„Emma hat mir geschrieben, daß das Bergfest stattfand, und ich habe am Sonntag lebhaft

an Euch gedacht. Ich danke Dir auch noch, Emma, dafür, daß Du so eifrig die Korrespondenz mit mir geführt hast. Ich habe mich jedesmal gefreut, wenn ich einen Brief bekam, und ich kann Dir nur das Kompliment machen, daß Deine Briefe außerordentlich lustig und interessant sind. Glaube mir, Emma, es ist eine Kunst, gute Briefe zu schreiben, und diese Kunst verstehst Du!"

„Ich bin erstaunt," antwortete Emma, „daß es eine Kunst sein soll, Briefe zu schreiben. Ich schreibe so, wie es mir ums Herz ist, und wie ich sprechen würde."

„Das ist eben die große Kunst," erklärte Karl. „Die meisten Leute schreiben so ungeschickte Briefe, weil sie glauben, sie müßten sich dabei verstellen, oder im Augenblick des Briefschreibens aus sich etwas anderes machen, als sie sonst sind. Wirklich, Du bist eine Künstlerin, Emma!"

Der Vater mischte sich in das Gespräch zwischen Bruder und Schwester.

„Habt Ihr denn nun einen ordentlichen Doktorschmaus gehalten?" fragte er. Ich habe Dir das Geld dazu geschickt!"

„Ja, lieber Vater, ich dankte Dir bereits dafür, aber Du hast wirklich Deine Hand zu liebenswürdig aufgetan. Der Doktorschmaus war sehr einfach. Ich ging mit meinen Opponenten und einigen Freunden nach der Feierlichkeit in die Weinstube auf der Ursulinerstraße, in der wir beide auch einmal gewesen sind, und dort haben wir Mittag gegessen und einige Flaschen Wein getrunken. Ich habe eine ganze Menge Geld gespart. Da fällt mir ein, ich vergaß ganz und gar, daß ich Euch jedem eine Kleinigkeit mitgebracht habe."

Karl griff in die Brusttasche seines Rockes und holte die in das vorschriftsmäßige Rot gebundene Doktor-Dissertation heraus, um sie dem Vater zu überreichen.

„Hier, lieber Vater," sagte er, „das Dedikations-Exemplar meiner Doktor-Dissertation, und hier ist auf der ersten Seite meine Widmung an Euch, liebe Eltern, gedruckt."

Mit leuchtenden Augen las Siegner die gedruckte Widmung und zeigte sie dann flüchtig seiner Frau, die indes wenig Interesse und wohl auch kaum Verständnis für die pietätvolle Widmung hatte. Sie interessierte sich mehr für die kleinen Geschenke, die Karl für die beiden Mädchen mitgebracht hatte. Jede erhielt eine kleine Brosche, die sie sofort zur Feier des Tages ansteckte. Siegner vertiefte sich in die Lektüre der Doktor-Dissertation, von der er allerdings nichts verstand. Trotzdem waren Frau und Töchter überzeugt, er würde in den nächsten Tagen das Buch auswendig lernen, und wenn ihm dies wegen des geringen Verständnisses auch noch so schwer fiel.

Er riß sich nur mühsam von der Lektüre des Buches los und fragte:

„Hast Du viel Opponenten gehabt?"

„Nur zwei!"

„Du hast es ihnen doch aber ordentlich gegeben!" sagte Siegner und sah den Sohn mit stolzen Blicken an.

Karl lächelte.

„Die ganze Opposition," erklärte er, „ist ja vorher verabredet. Das ist alles bloß eine Formalität; die Hauptsache bleibt ja doch das Examen, das man vor der öffentlichen Dissertation macht."

„Wie gern wäre ich dabei gewesen," sagte Siegner. „Nein, man muß nicht alle Freuden des Lebens auskosten bis auf das äußerste."

Dann vertiefte er sich derartig in die Doktor-Dissertation, daß man auf seinem Gesicht die Anstrengung sah, die er seinem Gehirn zumutete, um wenigstens hier und dort einen Satz zu verstehen. Dieses Buch war für Siegner eine Art Heiligtum. Selbst den mit rotem Kaliko überzogenen Umschlagdeckel betrachtete er mit Respekt, um nicht zu sagen, mit Verehrung.

Karl hatte unterdessen Gelegenheit, mit Mutter und Schwestern zu plaudern. Die Mutter erzählte von häuslichen und Familienangelegenheiten, und nachdem das Festmahl eine Stunde gedauert hatte und im ganzen eine Flasche Wein getrunken worden war, gab Siegner das Zeichen zum Aufbruch. Karl und die Mädchen verabschiedeten sich von den Eltern und gingen nach dem Oberstock hinauf.

Die Fenster in Karls Zimmer standen offen, und unwillkürlich trat er an eins dieser Fenster, um in die Landschaft hinauszublicken. Der aufgehende Mond stand noch unten am Horizont und war nicht sichtbar. Er beleuchtete aber das dunkle Himmelsgewölbe, das wolkenlos über der Erde hing. Hin und wieder wehte ein lauwarmes Lüftchen von Süden herüber. Durch die Stille der Nacht tönte der Ruf der Frösche von den Wiesen. Dazwischen grollte es dumpf, wie ferner Donner. Es war das Geräusch vom Umstürzen der Kasten mit Kohlen in die Eisenbahnwagen, die auch nachts beladen wurden. In Pausen klang ein anderes, metallisches Donnern und Dröhnen durch die Sommernacht. Drüben auf Gute-Traugottgrube nietete man Kessel. Man hörte die kurzen, rasch aufeinander folgenden Hammerschläge, mit denen der rotglühende Niet festgeschlagen wurde, und dann die in größeren Pausen aufeinander folgenden Schläge der Fäustel, mit denen der Kopf des Nietes, der die beiden Bleche des Kessels zusammenhalten sollte, fertig gemacht wurde. Immer wieder trat eine Pause in dem Hämmern ein, ebenso wie in dem donnernden Grollen des

Kohlenstürzens. Dann klang um so deutlicher das Trillern der Frösche herüber.

Jahrelang hatte Karl diesen Froschgesang vermißt. In der Großstadt, in der er gelebt hatte, war er an andere Geräusche gewöhnt gewesen, auch zur Nachtzeit. Es war die Heimat, in der er sich jetzt befand, und alle diese verschiedenen Geräusche, die er hörte, hatten für ihn etwas Wohltuendes.

IV

Siegner warf am nächsten Morgen einen wohlwollenden Blick auf den Sohn, als dieser um $^1/_2$5 Uhr zur gewohnten Kaffeestunde im Wohnzimmer erschien, ohne daß er geweckt worden war. Siegner genoß den Kaffee in ziemlicher Hast, und es blieb nicht viel Zeit zum Reden. Er fragte den Sohn, was er tagsüber zu beginnen gedenke, und schien sehr erfreut, als Karl ihm sagte, er gedenke am Vormittag auch das Bergwerk zu besuchen.

„Das ist mir ganz angenehm," bemerkte Siegner zu dem Sohne. „Wir können da manches in Ruhe besprechen. Wir haben ja keine Geheimnisse; aber dort sind wir ganz ungestört. Die Kasten kann ich notieren, auch während ich mit Dir rede."

„Ich werde gegen 10 Uhr bei Dir sein," sagte Karl und verabschiedete sich von dem Vater, der eilfertig das Haus verließ.

Länger als sonst plauderten die Mutter und die Schwestern mit Karl; dann gingen sie an ihre häuslichen Arbeiten, und Karl war sich selbst überlassen. Er trat in den Garten, den das Haus umgab, und der dadurch um so angenehmer wurde, als unmittelbar an ihr der große Garten des benachbarten Beamtenhauses stieß.

Karl betrachtete die kleinen Obstbäume im Garten, die Himbeer- und Stachelbeerbüsche und konnte sehen, daß alle seit seiner letzten Anwesenheit bedeutend größer und voller geworden waren. Mit dem Blick eines Mannes, der hier zu Hause ist, sah er nach den Beeten, auf denen großenteils Gemüse und Küchenkräuter wuchsen, inspizierte die Ecken, wo die Schwestern ihre Blumen pflanzten, und ging dann langsam den Weg entlang, der an dem niedrigen Zaune des Nachbargartens vorüberführte.

Plötzlich zog Karl seinen Hut und verbeugte sich. Ein errötendes Mädchengesicht nickte ihm über den Zaun herüber einen Gruß zu:

„Guten Tag, Herr Doktor!"

„Guten Tag, Fräulein Helene!"

Dann reichte Karl mit dem Rechte eines altbekannten Jugendfreundes der Tochter des Oberschichtmeisters durch die Zaunlatten hindurch die Hand, und Helene begrüßte ihn mit einem Händedruck. Es trat dann eine kurze, verlegene Pause ein, nach welcher Karl zu sprechen begann:

„Fast hätte ich Sie nicht wiedererkannt, Fräulein Helene!"

„Habe ich mich so sehr verändert?" fragte darauf unvermittelt Helene.

„Nicht so sehr verändert," antwortete Karl, „aber Ihr Gesicht ist anders geworden."

Diese Bemerkung war wenig logisch und geistreich; aber Karl fand im Augenblick nichts besseres, und die Wahrheit konnte er doch nicht sagen. Er konnte Helene doch nicht mitteilen, daß er überrascht war, ihr Gesicht so anmutig, liebenswürdig, freundlich und hübsch zu finden, wie er es jetzt vor sich sah.

„Wir haben uns so lange nicht gesehen," sagte Helene, um das Gespräch in Gang zu bringen.

„Gewiß", bejahte Karl, „es sind fünf Jahre her, daß wir uns nicht sahen. Ich glaubte, es war das letzte Mal, als ich nach meinem Abiturientenexamen nach Hause gekommen war. Sie gingen damals in die Anstalt nach Droyssig, Fräulein Helene!"

„Ja, und dort war ich drei Jahre. In den letzten zwei Jahren haben wir uns deshalb nicht gesehen, weil ich mit meiner Mutter immer verreist war, wenn Sie gerade hier waren, und Sie kamen verhältnismäßig selten."

„Ich hatte zu viel zu tun, Fräulein Helene. Ich war mit meinem Doktorexamen beschäftigt und hatte auch sonst dienstlich zu tun."

„Richtig, richtig, ich vergaß ganz und gar," sagte Helene, „daß ich Ihnen noch zu Ihrem Doktor gratulieren muß."

„Ich danke Ihnen bestens," erwiderte Karl und reichte die Hand wieder durch die Zaunlatten hindurch. Er hielt Helenes Hand bei der Gratulation etwas fester und vielleicht länger, als nötig war. Helene entzog ihm die Hand und fragte dann sehr verlegen:

„Und nun bleiben Sie wohl recht lange hier?"

„Nur fünf Tage, Fräulein Helene; dann muß ich zur Staatsanwaltschaft!"

„Nur fünf Tage," sagte Helene, als fühle sie sich enttäuscht. Dann besann sie sich plötzlich und fuhr fort:

„Das wird Ihren Schwestern und Ihren Eltern nicht recht sein!"

„Es hilft nichts," entgegnete Karl. „Ich werde aber, wenn es angeht, öfter einmal Sonntags herüberkommen. Die zwei Jahre, die ich in Beuthen bleibe, will ich ausnützen; dann muß ich doch zum Assessorexamen nach Berlin, und wohin ich dann komme, weiß ich nicht; ich nehme an, daß ich wieder nach Oberschlesien geschickt werde, weil ich der polnischen Sprache mächtig bin. Aber vielleicht schickt man mich gerade deshalb nach Posen oder Ostpreußen."

(Fortsetzung folgt)



Reichtum und Leben

Von Josef August Lux in München*)

In dem wunderlichen Irrgarten der Volkswirtschaft, darin sich die verworrenen Entwicklungswege der strebenden und irrenden Menschheit und ihres Haushaltes spiegeln, wird man die geheime Wertquelle, die trotz aller Krisen und wirtschaftlichen Mißstände die Welt mit einem nie versiegenden Strom von Gütern durchflutet, die schöpferische Kraft des Talentes, deren Ausdruck im weitesten Sinne die Kunst ist, vergeblich suchen. Die Kunst im allgemeinen und ursprünglichen Sinne des Könnens, nicht als Fach, sondern nach einem Worte Tolstois als eine Notwendigkeit des Lebens, oder auch als eine notwendige und organische Funktion des menschlichen Geistes, ist aus den nationalökonomischen Betrachtungen und Systemen nahezu gänzlich ausgeschaltet und wird nur flüchtig als eine Erscheinungsform des „Luxus" behandelt. Die Kunst erschien demnach als ein durchaus Entbehrliches, Ueberflüssiges, wenn nicht gar Unnützes.

Die Kunst nicht nur zu einem volkswirtschaftlichen Faktor zu erheben, sondern in den eigentlichen Mittelpunkt der Volkswirtschaft zu rücken, muß demnach als unerhörtes Ansinnen erscheinen in einem Zeitalter, das aus einer verirrungsreichen, verworrenen volkswirtschaftlichen Entwicklungsgeschichte erblich belastet ist mit einseitigen Handelsinteressen, gewissenlosen Spekulationen, Ausschindungssystemen der menschlichen Arbeitskraft, Lohnbedrückungen, unter der alles unterjochenden Devise von „Billig und Schlecht."

Die drei Säulen der Volkswirtschaft, auf denen in den letzten drei Jahrhunderten abwechselnd das Schwergewicht der Wirtschaftspolitik ruhte und unmittelbar heute noch ruht, verkörpern als erste das merkantile System der „Handelsbilanz", nach Colbert als den „Prinzipalpunkt", der „einen Staat in Ordnung, Glanz und Reichtum erhält"; als zweite das physiokratische System, demnach „die Erde allein als Quelle aller Güter", die Bodenprodukte als der wahre Reichtum eines Landes, die Bodenarbeiter allein als produktive Klasse, dagegen die Gewerbetreibenden, die Künstler, die Kaufleute etc. nach Quesnay als unfruchtbare Klasse (classe stérile) erscheinen; und als dritte endlich das von Adam Smith begründete „Industriesystem", das in der Arbeit, vor allem in der rationellen Arbeitsteilung, in dem Anwachsen des Großkapitals die Quelle des Volksreichtums erblickt, nach dem Grundsatz des „laisser faire et laisser passer" selbst den unveräußerlichen Boden als Ware der verderblichsten Spekulation überliefert.

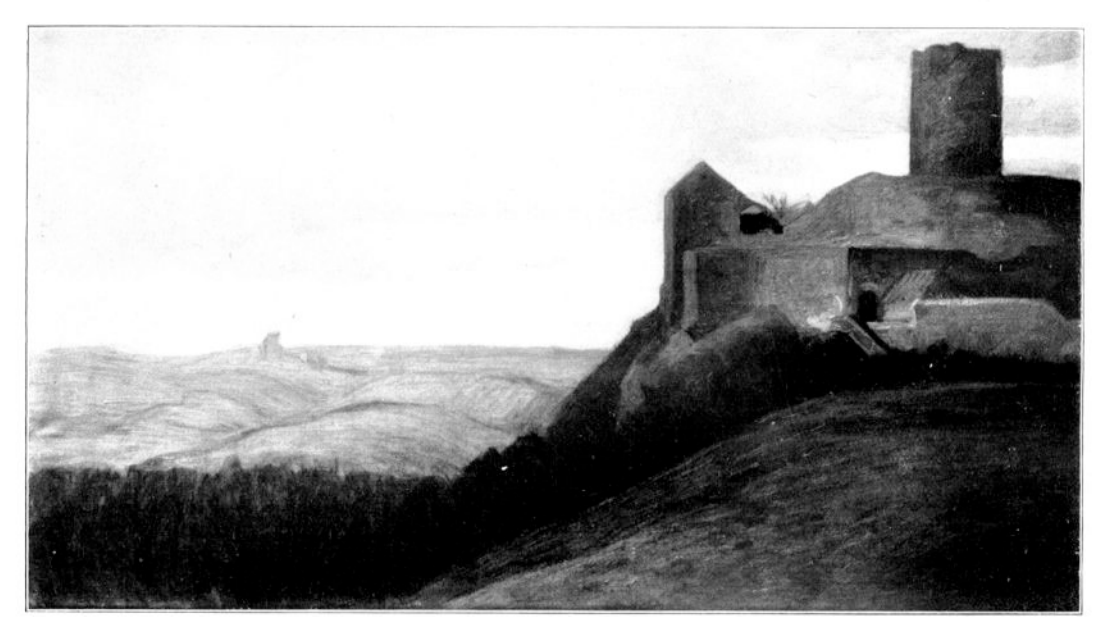
Die furchtbaren Schattenseiten dieser Wirtschaftspolitik werden in der Mathusianischen, von Darwin verstärkten Bevölkerungslehre und in Ricardos Lohngesetz als eherne

*) Die folgenden Aufsätze unter diesem Titel bilden den 3. Teil der Grundlinien einer neuen Volkswirtschaft der Kunst. (Siehe Schlesien V, 21, 73, 241, 297, 353.)

Notwendigkeit hingenommen. Der Bankrott, den diese Anschauungen in der Praxis erlitten haben und, soweit sie herrschen oder für neuere volkswirtschaftliche Ideale grundlegend sind, immer noch erleiden, der ungeheure menschliche Jammer und der trotz aller Zivilisationsfortschritte riesig umgreifende Kulturrückgang sind das Ergebnis ihrer Unzulänglichkeit und der verhängnisvollen Berechnungsfehler, die in ihrer anscheinend so straffen Logik liegen. Immer ferner rückt und versinkt das angestrebte Ideal der Menschheitsbeglückung, wie ein Ziel, dessen Weg von Hause aus verfehlt war. Es entwickelte sich hieraus eine Logik von Tatsachen, die eigentlich hätten andere sein müssen. Den Ausgangspunkt bildete immer die Erkenntnis der Wertquelle, die den Reichtum des Volkes bilden sollte. Je nachdem diese Erkenntnisse unzutreffend waren, wuchsen sich die Schäden aus, die natürlich in der Progression immer ungeheuerlicher werden mußten, bis die Menschheit einsah, daß sie umkehren müsse, um von einer neuen Erkenntnis auszugehen, über deren Verläßlichkeit kein anderer Beweis vorlag, als der Bankrott der anderen. So galten, wie erwähnt, in den letzten drei Jahrhunderten, welche die Grundlage der heutigen Zivilisation legten, aufeinanderfolgend und schließlich nebeneinander als Quelle des Reichtums zuerst die Ausfuhr und die günstige Handelsbilanz, denn der Grund und Boden, und endlich die rationelle und mechanische Ausnützung der menschlichen Arbeitskraft im Frondienste des modernen Kapitalismus. Immer steht im Mittelpunkte des Gedankens irgend eine Sache oder Stoff als Wertbildner und Quelle des Reichtums, niemals der Mensch. Er darbt bei allen Reichtümern, die rings gehäuft werden. Nicht einmal siegt die Erkenntnis, daß der einzige Wertbildner der Mensch ist, der die schöpferische Arbeit leistet, und der es ist, der Himmel und Erde und Hölle erschaffen hat. Grund und Boden, Kapital und alle Mittel und Kräfte der Erde sind bloßer Rohstoff, und sie gelten nichts, wenn seine Kraft, seine Fähigkeit, sein Talent nicht ist, die Rohstoffe zu gestalten, und Werke und Reichtümer zu erschaffen.

Ohne diese Kraft und Fähigkeit hätte sich die Menschheit von jener Urstufe, da der Einzelne einsam schweifte, in Höhlen wohnte und die Knochen verendeter Tiere aufschlug, um das Mark auszusaugen, niemals erhoben; sie hätte es nie zuwege gebracht, ihre eigenen Bedürfnisse zu erforschen, das Dach zu errichten und wetterfest zu machen, den Raum zwischen den vier Pfählen den Wohnzwecken gemäß auszubauen, die Töpferscheibe zu drehen, die Schönheit des Himmels, der spiegelnden Gewässer und der Bäume an den Ufern zu erfassen, und alle Elemente, zu deren Entwicklung nicht nur die leibliche, sondern auch die psychische Notdurft antrieb, zu verarbeiten und mit ihrer Hilfe neue Lebensgüter hervorzubringen. Sie wäre nie zu jener Sehnsucht und Liebe befähigt worden, die sie antreibt, das Beste und Vollkommenste zu tun, um darin gleichsam das Symbol von der Macht dieser Gefühle und Antriebe zu verkörpern und das vermehrte Pfand zu weiterem, schöpferischem Genusse von Hand zu Hand und von Geschlecht zu Geschlecht weiterzugeben. Von den primitivsten Anfängen, die gleich ehrwürdig sind, ob sie nun in grauer Vorzeit zurückliegen oder sich vor unseren Augen in den ersten Beschäftigungs- oder richtiger gesagt, Gestaltungstrieben des unverbildeten Kindes äußern, bis zu den höchsten Aeußerungen des menschlichen Könnens, den Meisterwerken der griechischen Antike, dem Kunsthandwerk des gotischen Mittelalters, der italienischen Frührenaissance, den technischen Schöpfungen der Neuzeit (von anderen fremden Kulturen, namentlich der japanischen nicht zu reden, die sich nach demselben Gesetz, nur noch folgerichtiger vollzogen) geht die Entwicklung in gerader Linie. In geistigem Betrachte stellen diese Erscheinungen, wie sehr sie auch räumlich und zeitlich getrennt sein mögen, eine Einheit dar. Sie bilden eine Entwicklungseinheit im Sinne der „Erziehung des Menschengeschlechts" von Lessing, die den Satz an die Spitze stellt: „Was die Erziehung bei dem einzelnen Menschen ist, ist die Offenbarung bei dem ganzen Menschengeschlecht." Nur die herkömmliche geschichtliche Auffassung bezeichnet Kulturepochen, markiert Zeitabschnitte und zieht in dem ewig fließenden Strome Grenzen, indem sie dem Kurse jeweiliger politischer und volkswirtschaftlicher Machtideen folgt, die jenen zahllosen Krisen und Rückschlägen zugesteuert sind, an denen die Menschheit längst zu Grunde gegangen wäre, wenn nicht der mächtige Unterstrom jener werterzeugenden, menschlichen Kraft das Steuer oft gegen Wissen und Wollen des kurzsichtigen Steuermannes gelenkt hätte. Wenn auch niemals wissentlich das Steuer auf jenen mächtigen Unterstrom, der eigentlich der Hauptstrom ist, gestellt war, so ist dennoch in gewissen Zeiten, in denen das persönliche Können stärker betont war, die Macht des wertbildenden Talents, mit einer Kraft und Fülle hervorgetreten, daß viele nachfolgende Jahrhunderte noch immer aus der nämlichen Quelle schöpfen konnten.

(Fortsetzung folgt)



Bolkoburg
Gemälde von Alfred Nickisch

Alfred Nickisch
ein schlesischer Landschaftsmaler

Von Dr. F. Schiller in Breslau

Wenn man die heutige moderne Malerei betrachtet, erscheint sie auf den ersten Blick als ein völliges Chaos. Jede historische Entwickelung, jede feste Tradition scheint verloren zu sein. Die verschiedensten, einander entgegengesetzten Auffassungen treten sich schroff gegenüber, und eine Ausstellung z. B. wie die des Sonderbundes in Cöln 1912 zeigte eine solche Fülle gänzlich neuartiger Darstellungs- und Anschauungsweisen, daß man vergeblich nach Vorbildern und Anklängen in der älteren Malerei wenigstens in Deutschland suchte. Eine allgemeine Revolution, die sich gegen Alles bisher Ueberlieferte richtet, die häufig in rohe und bizarre Formen ausartet, scheint hereingebrochen zu sein.

Bei näherem Eingehen sieht man — soweit es sich um ernste moderne Kunst handelt, denn vieles ist lediglich künstlerische Impotenz oder Sensationsmache — daß es sich um das Ringen zweier künstlerischer Weltanschauungen handelt, um den Kampf der Linie gegen die Farbe.

Der Impressionismus, den Manet begründet und Monet weitergeführt hatte, hat schließlich zu einer Auflösung aller Formen geführt, zu reinen Luft- und Lichtproblemen, wie sie Monet selbst in seinen Bildern aus London und aus Venedig zu lösen versucht hat. Der Londoner Nebel, der alle Dinge in Dunst und Wolken einhüllt und sie der Wirklichkeit entkleidet, und die Sonne Venedigs, die alle Gebäude mit ihrer leuchtenden Glut umflackert, das sind die letzten Ekstasen des eigentlichen Impressionismus. Denn der sogenannte Neoimpressionismus und der Pointillismus sind im Grunde mehr wissenschaftliche als künstlerische Experimente.

Aber die Malerei hat schließlich größere Aufgaben als die bloße Lösung von Licht- und Luftproblemen, die wohl in vieler Hinsicht interessant sein mögen, aber doch nur eine Kunst für die Augen sind und das Herz kalt lassen.

Nach einer langen Zeit der Vernachlässigung fordert die Linie wieder gebieterisch ihr Recht. Die Linie führt in die Tiefen der Seele; sie wurzelt im mystischen Grunde alles Erlebens und Geschehens; sie ist Sehnsucht und Ahnung und Erfüllung.

Der Verherrlichung der Farbe, der analytischen Kunst des Impressionismus, tritt die Begeisterung für die Linie, die synthetische Kunst der Expressionisten, wie sie neuerdings genannt werden, gegenüber. Hier Auflösung und Zerstreuung, dort Zusammenfassung und Vereinfachung. Hier Kunst für die Sinne, dort Kunst für die Seele.

Man würde diese neue Kunstrichtung gewiß mit großer Sympathie begrüßen, wenn sie nicht sofort wieder in das Extrem ausarten würde. Denn die Jüngeren begnügen sich nicht damit, die Entwickelung abzuwarten, das bisher Gewordene sich ruhig weiter wachsen zu lassen, sondern sie übertreiben, wollen sich um jeden Preis hervortun, drängen vorwärts und überstürzen sich. Und dieses Hasten führt dann zu den unreifen, unharmonischen, grotesken Werken, die die allerneueste Kunst charakterisieren. Während die einen ihre kindlich stammelnden Versuche, das neue Werden auszudrücken, schon für große Kunstwerke ausgeben, donnern die andern mit geballten Fäusten an die verschlossenen Türen, hinter denen die ewigen Geheimnisse schlummern. Einesteils Askese und Unbeholfenheit, anderenteils maßlose Uebertreibung, Roheit und Bizarrerie. Das ist das Signum der modernsten Richtung.

Abseits von den Extremen stehen in Deutschland eine Reihe von Künstlern, die vom Impressionismus, ohne seine unkünstlerischen Experimente mitzumachen, das Gute übernommen haben, und andererseits der Linie ihr Recht geben, Künstler, die genau wissen, welche starken Werte die Linie vermitteln kann.

Zu diesen Malern, die keiner ausgeprägten Richtung angehören, die aber über eine gründliche Schulung, ein solides Können, einen kultivierten Geschmack und eine starke Innerlichkeit verfügen, gehört auch unser schlesischer Landschaftsmaler Alfred Nickisch.

Nickisch ist im Jahre 1872 in Bischdorf bei Neumarkt geboren. Als Sohn eines Landwirts lernte er schon in seiner frühen Kindheit die Natur lieben und auf ihre Erscheinungen achten. Bis zu seinem 14. Jahre lebte er auf dem Dorfe, wo er sich im Walde und auf dem Felde tummeln konnte. Dieses Leben im innigen Zusammenhange mit der freien Natur ist für jeden Künstler, ganz besonders für einen Landschaftsmaler von außerordentlichem Werte für seine spätere Entwickelung. Es schärft die Beobachtungsgabe und bildet die Anschauung. Es legte bei Nickisch auch den Grund zu seiner großen Liebe für die Natur. Schon als Kind hat er viel gezeichnet, zumeist freilich aus der Erinnerung und nach Vorlagen.

Als er später nach Breslau kam, um das Matthiasgymnasium zu besuchen, sah er zum ersten Mal eine „Kunstausstellung“. Es war eine Ausstellung von Schülerarbeiten, die der damalige Zeichenlehrer des Gymnasiums, Sliwinski, veranstaltet hatte. Diese Arbeiten begeisterten ihn so sehr, daß es seit jenem Tage sein brennendster Wunsch war, Maler zu werden. Sliwinski, der als Künstler hoch über das Maß der damaligen Zeichenlehrer hinausragte, riet ihm zwar dringend davon ab. Er solle nur ihn ansehen: nichts hätte er erreicht, Schuster hätte er werden sollen. Schließlich aber meinte er, man könne doch nichts gegen seine Natur, und wenn Nickisch Maler werden wolle, so solle er es nur tun, genügend Talent hätte er.

So beschloß denn Nickisch, Maler zu werden. Da er keine Lust zeigte, das Gut seines Vaters später zu übernehmen, fand er auch bei seinen Eltern wenig Widerstand. Er verließ daher nach einigen Jahren das Gymnasium und bezog die Breslauer Kunstschule als Schüler Morgensterns. Denn Landschaftsmaler wollte er werden, nur Landschaftsmaler; das erschien ihm als das größte Glück.

Bei Morgenstern blieb Nickisch drei Jahre und wanderte mit dessen Klasse in Schlesien umher, im flachen Lande und im Gebirge. In Sibyllenort, Adelsbach, Salzbrunn, Bolkenhain, Fischbach und in Schreiberhau nahm die Klasse ihren Studienaufenthalt. Hier lernte Nickisch vor allem zeichnen. Von dem Aufenthalt in Schreiberhau datiert die große Vorliebe, die Nickisch für das Riesengebirge später gezeigt hat.

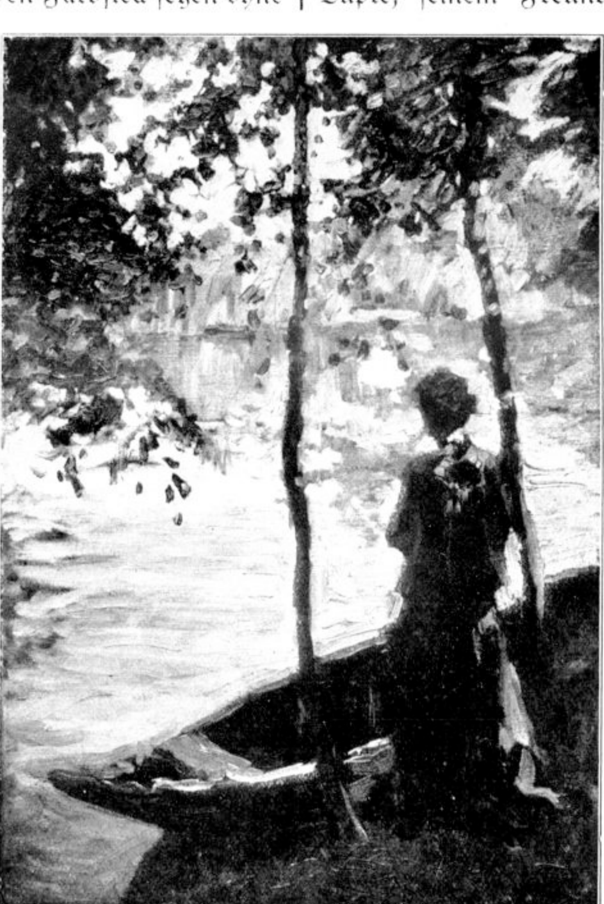
Trotz dieser Liebe wäre er aber vielleicht in seiner Entwickelung, wie mancher andere schlesische Landschaftsmaler, steckengeblieben und würde vielleicht nie die Freiheit und Kühnheit der malerischen Technik, das Gefühl für den Zusammenklang der Farben, die Feinheit im Abwägen des Valeurs und Kontraste erreicht haben, wenn er nicht Schlesien verlassen und der Morgensternschule den Rücken gekehrt hätte.

Nickisch fühlte deutlich, daß er nicht weiter kommen würde, und so entschloß er sich kurzer Hand nach Karlsruhe zu gehen. Ursprünglich hatte er die Absicht, dort Schüler Schönlebers zu werden. Von diesem hatte er in Breslau eine Kollektion seiner besten Landschaften gesehen, deren Motive und malerische Haltung ihm außerordentlich gefielen. Da aber Schönleber nur ein sogenanntes Meisteratelier hatte, in welchem lediglich Schüler aufgenommen wurden, die bereits eine zeitlang die Karlsruher Akademie besucht hatten, konnte Nickisch bei Schönleber zunächst keinen Unterricht genießen. Vielleicht war dies ein Glück; denn so Treffliches Schönleber selbst auch geleistet hat, als Lehrer wäre er für Nickisch nicht geeignet gewesen.

Da Schönleber ihn nicht nahm, ging Nickisch zunächst zu Carlos Grethe. Grethe in seiner breiten, kräftigen Malweise, die, farbige Gegensätze betonend, die Natureindrücke stark und groß wiedergibt, war gerade der richtige Meister, um Nickisch von aller lackierten

Schönmalerei und peinlichen Detailzeichnerei zu bewahren. Er nahm sich des Schülers mit großer Liebe an und lehrte ihn eigentlich erst die Natur in ihrem Reichtum von Farben und Formen sehen.

Mit Carlos Grethe kam Nickisch an die Nordsee. Aber er malte nicht das bewegte Wasser, sondern die weite Heide und die bunten friesischen Häuser. Hier lernte er zuerst mal Farbfleck neben Farbfleck setzen ohne Lasuren und Vertreibungen, und wenn auch im frischen Draufgängertum zunächst manche Studie verhauen wurde, so waren auf den späteren doch bereits die Lokalfarben gebändigt und zusammengehalten durch den Luftton, der über der ganzen Landschaft liegt.



Am Wasser
Gemälde von Alfred Nickisch

Nach Karlsruhe zurückgekehrt, malte Nickisch eine zeitlang Tiere bei Weißhaupt, und die interessanten Tierstudien, die er noch im Besitz hat, beweisen, daß er auch als Tiermaler, wenn er sich diesem speziellen Gebiete der Malerei zugewandt hätte, Bemerkenswertes geleistet hätte.

Auch die menschliche Figur hat Nickisch damals studiert. Ein lebensgroßer weiblicher Akt, den er kurz nach seinem Fortgang aus Karlsruhe gemalt hat, weist neben der guten Zeichnung sehr bedeutende koloristische Werte auf. Breit und kühn heruntergemalt, hält er sich fern von jeder Süßlichkeit und weichlichen Glätte. Die leuchtende, warme Malerei des Fleisches ist gebunden von einem starken Willen, der auf den noblen Zusammenklang aller Farben und auf die formale zeichnerische Bezwingung der Körperformen gerichtet ist.

Neuerdings hat Nickisch gelegentlich wieder Figuren gemalt; die weibliche Figur in der Flußlandschaft, die hier abgebildet ist, zeigt, daß er auch die Darstellung des Menschen in der Landschaft zu meistern versteht und eröffnet interessante Möglichkeiten für seine weitere Entwickelung.

Obwohl Nickisch in Karlsruhe vielerlei Anregungen hatte, ließ ihn die Liebe zur Heimat, besonders zu den schlesischen Bergen, doch nicht an die Möglichkeit denken, außerhalb Schlesiens festen Fuß zu fassen.

Er kehrte deshalb nach Schlesien zurück und nahm hier die alten Beziehungen zu Heinrich Tüpke, seinem Freunde von der Breslauer Kunstschule her, wieder auf. Tüpke war damals auf einem toten Punkte angekommen, wo er der Natur den Rücken kehrte, um Kompositionen zu malen, als er von Nickisch wieder auf die Schönheit der unverfälschten Natur hingelenkt wurde. Es ist schon gelegentlich der Würdigung dieses schlesischen Malers*) darauf hingewiesen worden, von wie großer Bedeutung der Einfluß, den Nickisch auf Tüpke ausgeübt hat, gewesen ist.

Mit Tüpke ging Nickisch zuerst im Winter 1900 auf den Kamm des Riesengebirges, das damals noch nicht dem Wintersport erschlossen war. Hier lernte er den Dresdener Otto Fischer kennen, einen Künstler, der lange nicht nach Gebühr geschätzt wird, weil er zu vornehm ist, um für sich Reklame zu machen. Fischers ausgeprägte künstlerische Persönlichkeit, sein technisches Können und seine breite farbige Malweise mußten dem jüngeren Künstler imponieren. Ihm verdankt Nickisch außerordentlich viel. Er machte ihn wirklich erst von der Schule frei und lehrte ihn auf eigenen Füßen stehen.

*) Schlesien V, 413 ff. Die Verwandschaft der beiden Künstler hat uns verführt auf den Seiten 176 und 177 des III. Jahrgangs die Landschaft mit dem Baum in der Mitte fälschlich Herrn Nickisch und die „Windwolken" Herrn Tüpke zuzuschreiben, während das Umgekehrte richtig ist.



Aus Schreiberhau
Gemälde von Alfred Nickisch

In der Folgezeit suchten die drei Freunde jeden Winter die Höhen des Riesengebirges auf. Hier erschien ihnen die Natur am eigenartigsten, reinsten und schönsten. Kein Wunder! Denn der winterliche Zauber des Gebirges nimmt wohl jeden gefangen, der ihn einmal geschaut hat. Es ist eine ganz neue Welt, die sich einem hier auftut, voll ungeahnter Märchen und Wunder, damals noch den meisten gänzlich unbekannt, jetzt vielen vertraut, die im Winter in das Gebirge kommen.

Das Hochgebirge stellt an die Zähigkeit und Ausdauer eines Malers sehr große Ansprüche. Tagelang, ja mitunter wochenlang ist der, der seine Schönheiten schildern will, gezwungen, untätig in seiner Baude zu sitzen und zuzusehen, wie draußen der Schneesturm tobt und die grimmige Kälte alles erstarren läßt. Dann ist an ein Arbeiten im Freien nicht zu denken. Kaum daß der Schneeschuh es wagt, über die verharrschten Schneeflächen zu gleiten, oder an den Hängen mühsam in die Höhe zu klimmen. Aber dann kommen wieder Tage voll strahlenden Sonnenscheins, wenn der Himmel tiefblau sich über den Kamm und den Tälern wölbt, und der Schnee in allen nur denkbaren Farben glitzert; oder Tage mit großen leuchtenden Wolken und Nebelmassen, die sich um die Spitzen der Berge schlingen und alles in zarte Schleier hüllen. Am malerischsten aber ist das Hochgebirge zur Zeit des beginnenden Frühlings, wenn der Schnee zu schmelzen anfängt und das satte Erdreich, das sich bald mit lichtgrünem Rasen bedeckt, überall zwischen den Schneeflächen hindurch schimmert.

Die drei Freunde, die oben auf dem Kamm einsam hausten, mit gemeinsamer Begeisterung für die Kunst und für die Natur, schlossen sich viel enger aneinander, als es unter anderen Umständen der Fall gewesen wäre. Bei derartigen Freundschaften gibt sich jeder ganz ohne Rückhalt dem anderen, und jeder empfängt von dem anderen Bereicherungen seiner eigenen Persönlichkeit, seines künstlerischen Fühlens und Sehens und Könnens, die von nicht zu unterschätzendem Werte sind. Der gegenseitige Eifer, das Bestreben das Beste, was man kann, zu geben, steigert aber weiterhin auch die Leistungen des Einzelnen.

Zunächst versuchte Nickisch wie seine Freunde mit Pastellfarben die Schönheit des winterlichen Gebirges zu meistern. Das Pastell eignet sich wegen seiner Technik ausgezeichnet, um das Flimmern des Schnees und der Luft auszudrücken. Später hat Nickisch auch Oelbilder und solche mit Oeltempera gemalt. Die



Kiesgrube
Gemälde von Alfred Nickisch

Oeltempera erinnert in ihrem stumpfen samtenen Charakter an das Pastell und ist daher auch sehr geeignet, die Zartheit und Reinheit der Farbe des Schnees wiederzugeben.

Hinter allen diesen Bildern steckt ein Künstler-Temperament, dessen Hauptzüge die starke Erfassung der Gegensätze, die ungemein farbige Anschauung, der feine Sinn für Raumwirkung und das nie versagende Gefühl für den bildmäßigen Ausschnitt sind. Nickisch ist ein echter Künstler, d. h. einer, der nicht recht und schlecht Bilder nach einer angelernten, hergebrachten Schablone fabriziert, sondern einer, der etwas Besonderes, Eigenes sagen will.

Während die meisten jüngeren Künstler in der konventionellen Anschauungs- und Darstellungsweise stecken bleiben, oder aber, was neuerdings sehr beliebt ist, nach französischen Vorbildern zu der primitiven Kunst der Südsee-Insulaner zurückkehren, will Nickisch seine persönliche, seine besondere Art zu sehen und das Geschaute wiederzugeben, durchsetzen. Er gehört nicht zu den Umstürzlern, die jede Tradition verwerfen und etwas durchaus Neues dafür geben wollen. Den Ehrgeiz hat er nicht. Sein Streben geht vielmehr dahin, aufbauend auf dem Gelernten, absolut tüchtige Malerei zu geben, wie sie von den besten zeitgenössischen Künstlern gegeben wird. Sein Verhältnis zu den Erscheinungen der Natur ist kein unbedingt neues, noch nicht dagewesenes. Er ist auch kein Originalitätshascher, sondern ein bescheidener, ehrlich, stark und innerlich empfindender Künstler, der die Natur zu sehr liebt, um sie jemals in die Zwangsjacke einer bizarren Laune oder unkünstlerischen Willkür zu zwängen. Er kann auch technisch zu viel, um die dilettierenden Unbeholfenheiten der Ultramodernen mitzumachen. In seinem Empfinden keusch und durchaus deutsch, steht er der pikanten Mache der französischen Modemalerei völlig fern. Seine Ideale, denen er am nächsten steht, sind neben seinem Meister Carlos Grethe, der leider zu früh verstorbene Reiniger in Stuttgart und vielleicht die Worpsweder.

Seiner kraftvollen Art zu sehen und zu empfinden entspricht auch die Malweise. Seine Studien und Bilder sind mit breitem Pinsel energisch und leidenschaftlich heruntergemalt. Die Pinselstriche sitzen unvermittelt nebeneinander, Fläche steht gegen Fläche, Dunkel gegen Hell.

Die Bilder von Nickisch haben daher alle etwas Großes und Herbes. Nirgends ist der Versuch gemacht, mit glatter Schönfärberei um die Gunst des lieben Publikums zu buhlen. Für diejenigen, die glauben — und sie sind leider in der Mehrzahl —, daß der liebe Gott als besonderes Organ zur Betrachtung von Bildern die Nase geschaffen habe, sind die Bilder von Nickisch nichts. Um sie zu würdigen, muß man schon so freundlich sein, ein paar

Schritte zurückzutreten, wie bei jedem guten Oelbilde, das für die Wand bestimmt ist. Die breite, kräftige Art der Darstellung sichert den Bildern andererseits ihre starke Wirkung auf jeden, der in die Natur einmal mit offenen Augen geschaut hat und nicht durch die Gartenlaubenkunst der Publikumsmaler verbildet ist. Wer einmal ein Bild von Nickisch gesehen hat, vergißt es nicht so leicht wieder. Es bleibt in der Erinnerung haften, wie ein starker Natureindruck, und wenn man Bilder von Nickisch unter denen anderer Maler sieht, so erkennt man sie auf den ersten Blick an ihrer starken Farbigkeit und Geschlossenheit.

Das Stoffgebiet, das Nickisch beherrscht und in seinen Werken dargestellt hat, ist sehr umfangreich. Gebirge, Hochebene, Flachland, Flußufer, Hügelland und Heide bevorzugt er vor allen. Seine künstlerische Eigenart hat ihn wohl am häufigsten in das Riesengebirge geführt. Als er nicht mehr auf den Kamm selbst ging, weil der zunehmende Winterverkehr das Arbeiten dort nicht gerade erfreulich machte, setzte er sich am Fuße des Gebirges fest, in den Vorbergen und in den Gebirgsdörfern. Auch von hier aus betrachtet, verleugnet das Riesengebirge seinen großen, herben Charakter nicht. Der meilenlange, hoch in den Himmel ragende Bergrücken, der von einzelnen Kuppen gekrönt, wie ein gigantischer Wall aus der Ebene steigt, der oft bis in den Juni hinein mit Schnee bedeckt ist, hat für jeden, der ihm naht, etwas Ergreifendes und Herzbezwingendes. Die dunklen Nadelwälder, die tief eingeschnittenen, herrlichen Täler mit den rauschenden Bächen, die grünen Wiesen mit den blühenden Blumen, wer vermöchte sich ihrem starken Zauber zu entziehen? Es gibt wohl keinen Schlesier, der das Riesengebirge nicht liebt. Um wie viel mehr muß es ein schlesischer Künstler lieben, der alles Große in der Natur schätzt und die Schönheit des Gebirges zu allen Jahreszeiten studiert hat.

Die Bilder, die Nickisch im letzten Frühjahr in Schreiberhau gemalt hat, zeigen seine Kunst auf einer Höhe, wie sie zu erreichen nur wenigen schlesischen Künstlern vergönnt gewesen ist.

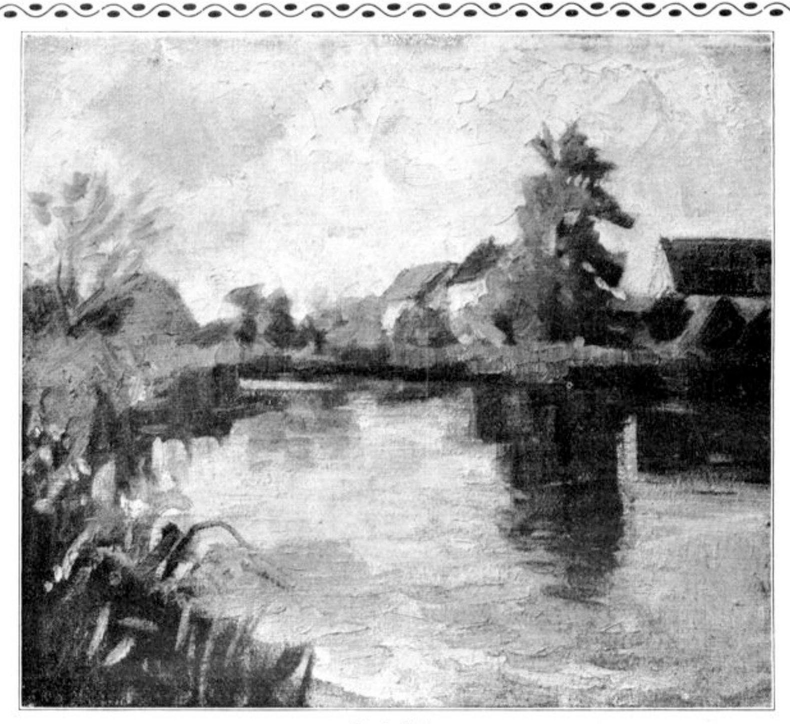
Freilich gibt es noch immer Schönheiten im Gebirge, die zu erschöpfen ein ganzes Menschenleben, und sei es auch das eines begnadeten Künstlers, nicht ausreicht. Da sind u. a. die klaren, von Stein zu Stein springenden, in allen möglichen Farben schimmernden Gebirgswässer. Sie erfordern allein ein jahrelanges, fortgesetztes Studium. Nickisch hat sich auch an sie herangewagt und eine Anzahl Studien von der Kochel und vom Zacken geschaffen. Sie sind noch nicht ganz vollendet; aber es ist zu hoffen, daß es ihm noch einmal gelingen wird, den ganzen Reiz dieser wundervollen Wasserläufe zu erschöpfen, so schwer das malerische Problem auch sein mag.

Die Abbildungen, die wir hier bringen, können leider, da ihnen die Farbe fehlt, den Eindruck der Bilder nur schwach wiedergeben; aber sie genügen, um wenigstens dem Betrachter eine Ahnung von den Originalen zu übermitteln. Man sehe sich einmal unsere Kunstbeilage (Nr. 11) an und denke sich die Farben dazu. Im Vordergrunde breit hingelagerte graue Gesteinsmassen von dunkelgrünem Moos und braunrotem Heide- und Blaubeerkraut überwuchert. Aus den Steinen steigt links eine alte Buche mit knorrigen Aesten in den Himmel, rechts ragen ein paar hohe Tannen auf, die von der Hand des Holzfällers verschont sind. In der Mitte, von der Buche und den Tannen eingerahmt, liegt der breite, dunkelblaue Rücken des Hochgebirges, an dessen Hängen die Schneeflächen leuchten. Wie eine riesige unübersteigbare Mauer zieht sich der Gebirgszug wagerecht durch den Mittelgrund. Ueber ihm spannt sich der tief-blaue Vorfrühlingshimmel, durch den große, violette und hellrosa leuchtende Wolken fliegen.

Man weiß nicht, was man an diesem Bilde zuerst bewundern soll. Soll man sich über das harmonische Abwägen von Wagerechten und Senkrechten freuen, oder über die breite Malweise, oder über die tiefe, satte Farbengebung, den Klang von Blau, Orange, Dunkelgrün und Braunrot, oder über die starke Raumwirkung, die den Beschauer die weite Entfernung gleichsam fühlen läßt, die zwischen dem Gebirgszug im Mittelgrunde und der Anhöhe im Vordergrunde liegt?

Auch das andere Frühlingsbild aus Schreiberhau ist eine landschaftliche Perle. So, meinen wir, hätten wir das Gebirge stets gesehen, wenn das Glück uns einmal im Vorfrühling zu seinen Höhen entführte. Das sind die knorrigen Sträucher, die der Schnee im Winter fast bedeckt, und dies ist die saftig grüne Wiese, die sich bald mit leuchtenden Maiblumen schmücken wird. Am Rande steht violettbraunes Birkengebüsch, in dem die weißen Stämme glänzen und dahinter ragt der breite, blaue Zug des Gebirges auf, das der Schnee noch bis hinunter in den Hochwald deckt.

Aber auch an trüben Tagen, wenn der Himmel voll dunkler Wolken hängt, und nur dann und wann ein Stück Blau hindurchschaut, ist das Gebirge reizvoll. Dann nehmen die frischen Farben alle einen gedämpften Klang an. Oft fällt noch im Mai, selbst in den Tälern, Schnee, der zwar bald forttaut, aber an einzelnen geschützten Stellen doch eine



Fluß-Ufer
Gemälde von Alfred Nickisch

An der Weide
Gemälde von Alfred Nickisch

Weile liegen bleibt und auf dem Grün des Grases höchst interessante Farbwerte erzeugt. Nickisch hat auch diese Stimmungen mit seltener malerischer Feinheit wiedergegeben.

Nächst dem Riesengebirge hat Nickisch die kleinen Dörfer des Trebnitzer Kreises bevorzugt und in ihnen des öfteren sein Zelt aufgeschlagen, um sich schließlich in Weide, wo er augenblicklich wohnt, festzusetzen. Die Landschaft des Trebnitzer Kreises hat in der Hauptsache idyllischen Charakter. Kleine Flußläufe und Tümpel mit Schilf bewachsen, von Weiden, hohen Erlen und Pappeln umrahmt, sind in grüne Wiesen und weite Ackerfelder eingebettet. Leichte Hügelwellen steigen aus den Feldern auf mit sandigen Hängen, von Buchenwäldern gekrönt und mit vereinzelten Nadelhölzern bestanden. Zwischen den Aeckern liegen kleine Dörfer mit ärmlichen Häusern, oft von einer hübschen alten Kirche überragt. Um die Häuser ziehen sich kleine Bauerngärtchen, in denen bunte Blumen wuchern und ein paar Obstbäume ihre krummen Aeste über altersschwache Zäune hängen.

So reizlos die Gegend dem verwöhnten Reisenden erscheint, sie bietet doch dem Malerauge eine Menge feiner und stiller Schönheiten. Das sieht man, wenn man die Bilder von Nickisch aus dem Trebnitzer Kreise betrachtet. Allen gemeinsam ist eine ruhige, einfache, ehrliche Ursprünglichkeit, die fernab von jeder Effekthascherei liegt. Nickisch geht sogar mit Absicht den kleinen Sensationen aus dem Wege, die sich auch in der schlichten Landschaft ereignen. Er hat z. B. nie einen Sonnenuntergang oder einen Mondaufgang gemalt. Er malt den blauen Himmel und den Sonnenschein, wenn alles in der Landschaft leuchtet; oder die trüben grauen Tage des Herbstes, wenn die Farben zu tonschönen Harmonien heruntergestimmt sind. Seine Bilder, selbst die großen Formates, sind meist im Freien fertiggemalt, und was er als Studien gelegentlich mit nach Hause bringt, sind in der Regel auch vollendete Bilder, die nur des Rahmens bedürfen. Diesem Umstand verdanken seine Werke die Frische und Kühnheit, die sie alle auszeichnet. Denn im Freien vor der Natur muß man natürlich viel schneller und ursprünglicher arbeiten als daheim im Atelier, wo man oft zaghaft und der Gefahr ausgesetzt ist, zu peinlich und zu detailliert zu werden.

Aber in allen den Bildern, die Nickisch der Landschaft des Trebnitzer Kreises abgewonnen hat, lebt trotz ihrer Schlichtheit eine seltene Kraft und Farbigkeit, die sich auf dem Gegensatz von Hell und Dunkel aufbaut.

Wie einfach ist z. B. das Motiv der Kiesgrube! Nichts als eine Vertiefung im Erdreiche mit scharf abgesetzten Rändern, rechts ein paar Weiden, links ein kleiner Hügel mit einer Windmühle in der Ferne. Und welch' prächtiges Bild ist aus diesem Vorwurf geworden! Wie die mit derben Strichen hingesetzten braunen und violetten Töne auf der Schattenseite mit den hellgelben und weißlichen auf der Lichtseite kontrastieren, wie die warmen Farben der Grube in das kalte Grün des Wiesenlandes eingebettet sind, wie die Weiden in der Luft stehen, wie die Ferne zurück- und in den Himmel hineingeht, das ist alles ganz meisterhaft geschildert.

Breiter noch ist die Flußlandschaft gemalt. Mit wie wenigen Strichen und wie geringen Einzelheiten ist hier der überzeugende Eindruck unmittelbarer Naturwahrheit erreicht.

Und die Bäume an der Weide! Wie stark und groß und breit stehen sie da! Voll Saft und Kraft, als ob sie sich ihres Lebens und ihres Wachstums freuten.

Wenn man diese Bilder sieht, muß man schon an die besten Künstler denken, um ähnliche starke Eindrücke zu haben. Es sind nicht sehr viele in Deutschland, geschweige denn in Schlesien, die das Können von Nickisch, sein starkes Temperament und sein feines Farbengefühl haben.

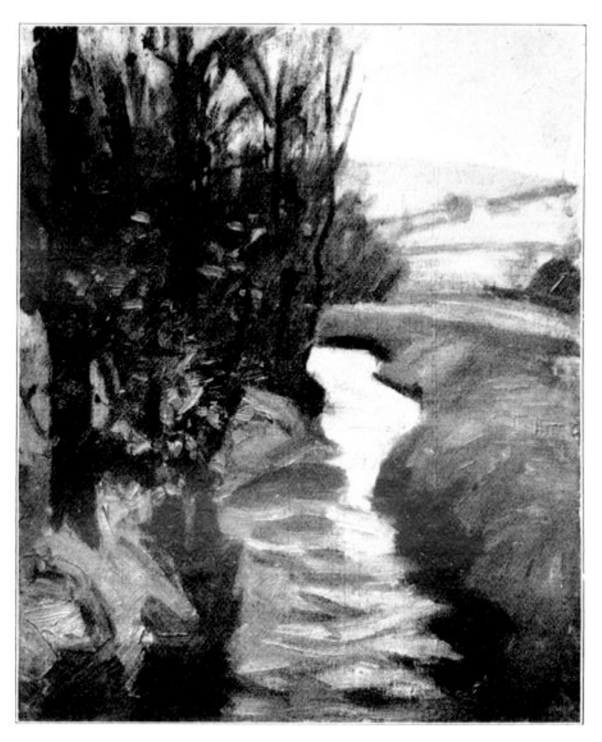
Aber wo ist das Publikum, das diese Bilder würdigt? Wo sind die Käufer, die sie einigermaßen ihrem Werte entsprechend bezahlen? Weil Nickisch in Schlesien lebt und keinen Namen hat, der auf dem Markt der großen Kunststädte etwas gilt, darum muß sich der Künstler mit recht bescheidenen Preisen begnügen. Hier böte sich einem Kunstfreunde oder einem verständigen Kunsthändler Gelegenheit, Werke zu erwerben, deren Wert nicht nur bleibt, sondern aller Wahrscheinlichkeit nach bedeutend steigen wird.

Und warum läßt der Schlesische Museumsverein die tüchtigen schlesischen Künstler gänzlich unbeachtet? Warum kauft er, der doch hauptsächlich zu dem Zweck gegründet wurde, das Museum mit modernen Bildern zu bereichern, die aus dem Museumsfonds selbst nicht gekauft werden können, nur berühmte Namen für vieles Geld? Ein Bild von Corinth oder Trübner oder Habermann zu erwerben, ist keine Kunst. Aufgabe des Museumsvereins sollte es sein, gute moderne Bilder von jungen, noch nicht berühmten Künstlern zu erwerben; dazu gehört wenig Geld, aber viel Kunstverständnis und Vorurteilslosigkeit.

Wenn es schon der Museumsverein nicht tut, so sollte aber die Leitung unseres Provinzial-Museums auf dem Museumsplatze die Gelegenheit ergreifen, ein Bild von Nickisch in die Galerie aufzunehmen. Es wird zwar manches der dort befindlichen schwachen Werke

totschlagen. Dafür hätte das Museum aber ein Bild von wirklichem Werte erworben.

Nickisch steht jetzt im besten Mannesalter und auf der Höhe seines Schaffens. Hoffen wir, daß er auf dem für richtig erkannten Wege unbeirrt durch die Meinung der großen Menge und den Erfolg der Publikumsmaler tapfer weiter schreiten wird.



Studie
von Alfred Nickisch

Von Nah und Fern

Unsere Beilagen

Unter den fünf Künstlern, die auf der diesjährigen großen Berliner Kunstausstellung die goldene Medaille für Kunst erhielten, waren zwei Schlesier, der Radierer Professor Heinrich Wolff in Königsberg, von dem wir auf Seite 178 des 3. Jahrgangs eine Probe seiner reifen Kunst gebracht haben, und der Bildhauer Professor Ernst Seger in Berlin. Von letzterem, dem Breslau und andere schlesische Städte eine Reihe öffentlicher Denkmäler verdanken, zeigt die Beilage Nr. 10 das schöne Werk, das auf jener Ausstellung gewissermaßen als bisheriger Schlußstein seines Schaffens ihm die von vielen erstrebte Auszeichnung eingetragen hat, eine junge Mädchenknospe in Halbfigur. Wir treffen hier den Künstler auf einem Gebiete, auf dem er schon von jeher die besten Früchte seines Könnens geerntet hat, dem der Darstellung weiblicher Körper. Kommt hier noch hinzu, daß der erblühende jugendliche Leib von einem besonderen Reiz umweht ist, und eine dem plastischen Werke angemessene Geschlossenheit des Eindruckes, ein architektonischer Aufbau der Form, der die starken und harten Bewegungen der noch nicht Ausgeglichenen die Grundlage gegeben haben.

Die zweite Beilage (Nr. 11) gehört zu dem Aufsatz über den schlesischen Landschaftsmaler Alfred Nickisch und ist dort ausführlich gewürdigt.

Behörden und Reklame

Seit kurzem nimmt die Reichspost keine Geschäfts-Anzeigen mehr in ihre Freimarkenheftchen auf. Die Hefte sehen seitdem wesentlich besser aus, als zu der Zeit, wo man keinen Brief freimachen konnte, ohne von Apfelwein, Zigarren und anderen Dingen lesen zu müssen. Mit aufrichtiger Freude ist das zu begrüßen. (Das rote Titelblättchen allerdings ist nach wie vor beschämend schlecht gedruckt). So klein das Markenheftchen ist, bei seiner ungeheuren Verbreitung ist es durchaus nicht gleichgültig. Die Masse der Geschäfts-Leute wird nicht eher für mäßige und würdige Form von Geschäfts-Verkehr und Reklame zu gewinnen sein, als bis zum Mindesten die geschäftlich unabhängigen Behörden in dieser Hinsicht ganz einwandfrei handeln.

Aus diesem Grunde möchte man auch die Ober-Postdirektion Breslau herzlich bitten, die Reklame-Umrahmungen der Löschpapiere in den Postämtern zu beseitigen. Wenn überhaupt in Geschäftsräumen Klarheit und Ruhe sein soll, dann doch sicher zunächst auf der Schreibfläche.

Das ist freilich nur eine Winzigkeit gegen Reklame-Auswüchse, die bis heute noch von anderen Verwaltungen Breslaus geduldet werden. Vom architektonisch bedeutendsten Platz ganz Schlesiens, einem der merkwürdigsten Plätze Deutschlands überhaupt, dem Breslauer

Ring, muß gesagt werden, daß er vor Reklame überhaupt nicht mehr zu erkennen ist. Wenn die großen Ausstellungen des nächsten Jahres, die doch den Westdeutschen Breslau von seiner besten Seite zeigen und beweisen sollen, daß wir hier nicht abseits von deutscher Kultur leben, einen Strom von Fremden herführen, dann müßte Breslau möglichst gesäubert von allen Häßlichkeiten sein. Noch ist es leider nicht möglich, alles Störende einfach auf Grund des Verunstaltungsgesetzes zu beseitigen. Aber wenigstens alle Häuser, in denen städtische Diensträume sind — und es sind nicht wenige — sollten doch frei von lästiger Reklame sein. Man sieht am Hause der Diskonto-Bank, daß ein gutes Geschäft ohne schreiende Schilder merkwürdig gut bestehen kann, daß ein einziges Wort klarer Schrift auf ruhigem Grunde stärker spricht als der kindische Aufputz einer Prunk-Fassade — für jeden, der die Augen gebraucht, um sich ein Urteil zu verschaffen. Wie seltsam schön würde über Nacht der ganze Ring, wenn nur einmal Kehraus mit den Tausenden sinnloser Schilder gehalten würde. Wäre es denn so gänzlich unmöglich, diese Veränderung durch gütliche Verhandlungen zu erreichen? Aber, wie gesagt, zunächst müßte die Stadt selber alle Gebäude, auf welche ihr Einfluß reicht, kritisch mustern und danach handeln.

Beleuchtungskörper

Die Elektrizität hat mit einem Schlage den Beleuchtungskörper umgewandelt, hat ihn erlöst von der stofflichen Gebundenheit, die die Zuführung von Gas und Petroleum forderte. Die Birne läßt sich gutwillig nach oben und unten, nach rechts und links aufpflanzen; der Konstrukteur hat alle Freiheit, zu formen und zu bilden, wie es seinem tektonischen Empfinden nur immer beifallen mag.

Daher auch die geringe Lust der modernen Künstler- und Architektenschaft, sich mit der Petroleum- und Gaslampe abzugeben. Die hat man leichten Sinnes einer Spezialindustrie überlassen, die nicht gerade über ein sonderlich hohes Gestaltungsvermögen verfügt. Unter den Glühlichtkörpern mag sich ab und an noch ein leidliches Stück auftreiben lassen; aber die Petroleumlampe mit ihrem milden, gleichmäßig gelblichen Schein, das Licht des kleinen Mannes, des Studenten und Gelehrten, ist von allen guten Geistern verlassen — wie eine Zeit lang der Kachelofen, den man auch von der elektrischen und Warmwasserheizung verdrängt wähnte.

Die Beweglichkeit der elektrischen Birne hat sie zu einem der verwendbarsten Raumglieder gemacht. Sie pendelt in langen Strähnen von der Decke, schmiegt sich an Mauern und Pfeilern, bekrönt einen Tisch, blitzt im Boudoir der Dame durch einen farbenbunten Stoffschirm — der jetzt erfreulicherweise die Mode der langweiligen und starren Glasperlengehänge abgelöst hat —, ragt als Bogenlampe (in der guten Form wie Behrens sie den Fabrikaten der A. E. G. gegeben) von der Fassade herab. Da der Glühkörper nicht gebunden ist an irgend einen Stoff oder Behälter, konnten zur Montierung alle erdenklichen Materialien verwendet werden. Gegossene Bronze, Schmiedeeisen, mannigfach geformte Glasschalen und Kronen, japanische und dänische Poterien, Alabasterschalen, sogar Korbflechtereien sind mit Geschick benutzt worden. Man hat auch geglaubt den Charakter des elektrischen Lichtstromes äußerlich anschaulich machen zu können durch Leuchtkugeln, die in kurzen Abständen auf dem Draht erglühen, als ob sie ein Aufleuchten des Funkens andeuten wollten.

Ueberraschend äußert sich gerade an diesen Dingen der alte Gegensatz zwischen dem deutschen Süden und Norden. Bei uns das Streben eines Industriellen nach der gediegenen Fabrikation, nach gangbaren und typischen Maschinenformen. Daher im Norden und Osten das Ueberwiegen von Blechformen, Gelb- und Bronzeguß. Die Künstler wiederum, die für diese Gußtechnik die Modelle zu schaffen haben, erstreben ein rein konstruktives Gefüge, empfangen aus den Funktionen des Stehens, des Hängens und Schwebens und dem Verlangen nach einer guten Belichtung ihr Formgesetz. Die Münchener folgen viel lieber einer Neigung zum Illustrativen, zum plauderhaften Schmuckwerk. Hirsch und Reh und Jägersmann, Puttenknäbchen und dergleichen Volk tummelt sich da zwischen den Leuchtkörpern, balanciert in bunter Reihe auf dem Reif der Krone. All das trefflich geschmiedet, eine Handarbeit, wie man sie unter den Hämmern flinker Gesellen bei Meister Kirsch, Steinicken & Lohr, Ehrenböck, Wilhelm und anderswo aus dem Metall schlagen sieht. Tüchtige Künstler wie Berndl, Hocheder, Seidl, Diez oder Riemerschmid haben auch für sie Entwürfe gefertigt, aber das Meiste ist doch Werkstattarbeit, ist auch als Gestaltung Resultat des Schmiedes, der zwischen den lohenden Essen seine Einfälle formt.

Solch gute Handwerkserscheinungen wären auch in München nicht denkbar, wenn dort neben der alten Werkstatttradition nicht ebenfalls eine gute Käufertradition bestände. Die Beziehungen zwischen Her- und Besteller sind inniger als irgendwo, und die Bevölkerung ist von altersher gewohnt, schönes Kleingerät zu kaufen. In den Bierstuben, Caféhäusern oder in hunderterlei anderen unscheinbaren Räumen wird der Fremde überrascht durch einen trefflichen Beleuchtungskörper, ein prächtiges Glasfenster, eine Schnitzerei und dergleichen. Im Norden ist es gerade umgekehrt. Da kann man es erleben, daß ein Raum mit aller erdenklichen Pracht hergerichtet wurde, und mitten drin baumelt der Beleuchtungskörper, ein elendiglich, unansehnlich Dingelchen.

Die Architekten sollten doch wissen, wie leicht sie sich die schönste Leistung durch einen häßlichen oder unpassenden Beleuchtungskörper versudeln können. Das Publikum aber sollte sich endlich nicht mehr vom Verkäufer die formlosesten Ladenhüter und ungeheuerlichsten Bizzarerien (leuchtende Frösche, gekrümmte Weiber, fackelschwingende Nymphen) aufschwatzen lassen. Für die Anschaffung von Beleuchtungskörpern wird, das sollte mehr beherzigt werden, immer der Raum ausschlaggebend sein. Er hat eine bestimmte Disposition, bestimmte Dimensionen, ein gegebenes Kolorit, und in ihm ist fast stets eine Ornamentik vorherrschend, die in der Gestalt der Kronen und Lampen nachklingen muß, wenn eine künstlerische Einheit entstehen soll. Nicht jedermann ist in der Lage — und es ist, wie Rich. L. F. Schulz jüngst im Werkbundjahrbuch nachgewiesen hat, gar nicht einmal wünschenswert —, nach Entwürfen des Architekten, der die Wohnung hergerichtet hat, besondere Beleuchtungskörper anfertigen zu lassen. Man ist also auf die Typen angewiesen, die die Fabrikation darbietet.

Nach einer Orientierung über die Preise und die in den einzelnen Verkaufsmagazinen erhältlichen Stücke gilt es etwa nach folgenden Gesichtspunkten die Anforderungen zu präzisieren, denen die einzukaufenden Beleuchtungskörper entsprechen sollen. Zuerst die Masse. Welche Länge und welche Breite wären für die Kronen erforderlich, welchen Umfang dürfen Wandleuchter und Tischlampen haben? Dann die Form. Für einen reichen, mit vielen und schönen Einzelstücken gezierten Raum mag es vorteilhafter sein, einen schlichten, sachlich konstruktiven Leuchtkörper auszuwählen, um dem Ganzen nach der Decke hin einige Ruhe zu geben. Wo die Möbel einfache Zweckgeräte sind, kann man vielleicht in einer reich ornamentierten Krone einen dekorativen Brennpunkt schaffen. Natürlich wäre es Torheit (die oft genug begangen wird), in ein modernes Wohnzimmer eine gegossene oder geschmiedete Stilarbeit der Renaissance oder des Rokoko zu setzen. Die Art der ornamentalen Gestaltung ist festgelegt durch die Möbelformen, zu denen jedes Einrichtungsglied, also auch das Leuchtgerät, in einem innerlichen Konnex stehen sollte. Endlich die Farbe. Jedes Metall hat seinen eigenen Glanz, der allerdings durch allerlei Bearbeitungsverfahren variiert werden kann. Es gilt also zu überlegen, welche Metallart wohl am besten der

übrigen Einrichtung entsprechen würde. Von größerer Bedeutung als das Metallgerüst sind hierbei die dekorativen Teile der Lampe: die Glaskörper, Schalen, Glocken, die Perlgehänge und Stoffschirme. Da diese Glasindustrie sich bisher auf ganz wenige Valeurs beschränkt hat, ist es heute immer noch das einfachste, die Lichtstrahlen durch einen koloristisch geeigneten Stoff — sehr fein wirken gerade hier die Batiks — fallen zu lassen.

Zweifellos wird man nicht auf den ersten Anhieb das Erwünschte finden; allein der Fachmann ist viel eher imstande, das Passende zu beschaffen, wenn an ihn ganz bestimmte Forderungen gestellt werden. Zumeist wird es sich dann darum handeln, aus dem Vorhandenen und dem Gesuchten das geeignetste Kompromißstück herauszufinden, das nicht nur im Laden, sondern — in der Wohnung selbst anzusprechen vermag.

Der Käufer wird beim Auswählen der Beleuchtungskörper sehr schnell dahinter kommen, daß alle die Stücke, die „etwas Besonderes" hermachen, die also üppig ornamentiert sind, viel billiger zu haben sind, als die einfachen, in Form und Material gediegenen Stücke. Das wird ihn stutzig machen, mag für ihn aber auch eine Lehre sein, auf die Qualität mehr zu achten als auf die Schnörkeleien, die geringwertiges Material und schlechte Arbeit verbergen sollen.

Paul Westheim

Berliner Ausstellungen

Die Sezession. Die übliche Schwarz-Weiß-Ausstellung ist eröffnet. Sie verstärkt den Eindruck, den uns bereits die letzten Revüen der Sezessionisten ahnen machten: sie möchten unter sich bleiben. Die Akademie am Kurfürstendamm gewährt denen keine Gnade, die zwar noch nicht reif, aber doch immerhin schon beachtenswert sind, den Neuen, den Jungen. Das war früher anders, früher, als die Sezession selbst noch Aufstand und Sturm bedeutete. Inzwischen hat sie gealtert, ist sie korpulent geworden; sie suchte Anschluß an die Vorgänger; bis hinauf zu Menzel, Krüger und Chodowiecki zog sie ihren Stammbaum. Sie wurde konservativ. Das durfte sie sich leisten; fragt sich nur, ob solcher Abschluß auf die Dauer den Revolutionären von einst nicht verhängnisvoll werden muß. Das Eine steht fest: diese 25. Ausstellung der Sezession zeigt vieles, was gleichgültig und von mäßiger Qualität ist; sie meidet aber nicht wenig, was bereits siegesgewiß heraufsteigt. Man braucht daraufhin nur den großen Mittelsaal anzusehen. Fast zur Hälfte wurde er den harmlosen Illustrationen des Baluschek, den abgebrauchten Elfenscherzen des Brandenburg und den erschreckend talentlosen Dekorationsspielereien des E. R. Weiß ausgeliefert. Es verlohnt sich kaum, solcherlei anzusehen; erst der Rest dessen, was in diesem Saale hängt, erregt unsere Sinne und unsere Leidenschaft zur Form. Barlach und Pechstein sind dieser Rest. Das aber ist das eigentlich Verhängnisvolle, daß man das Gefühl hat, als gehörten diese Beiden nicht mehr zur „Sezession." Solche Feststellung klingt vielleicht ein wenig härter, als sie gemeint ist; vielleicht aber auch kann sie nicht hart genug klingen, um eine Warnung zu sein vor der Erstarrung, deren Gorgonenhaupt über den Feuerträgern der modernen Malerei, selbst über Liebermann und seinen Freunden, aufzugehen scheint.

Von diesen Einwänden abgesehen, bringt die Ausstellung selbstverständlich viel Interessantes und Schönes. Von den Alten: Daumier, den Dämon; Menzel, den Fanatiker. Zwei Meister und zwei Menschen, heiß und kalt, die Zeit erschöpfend und darum unsterblich. Was die „Menzels" betrifft, so gehören sie der Sammlung Liebermann; das ist mehr als eine Registratur. Das will ein Symbol sein: Liebermann ist Menzels Erfüllung. Das zeigen auch wieder die Blätter, die als Ernte der letzten Jahre von dem Typus der Berliner Gegenwart in dieser Ausstellung hängen. Prachtvoll sind diese Polospieler, die Reitpferde, die Judengassen. Aber: auch sie gehören schon zu den Klassikern.

Zu diesen darf man nicht Hans Meid rechnen. Ueber den aber doch gesprochen werden muß, weil etliche Auguren ihn für einen modernen Künstler und dazu für einen Vollendeten halten. Er ist aber nur ein geschickter Regisseur. Er macht, was Delacroix und Daumier schon unendlich elementarer, als furchtbare Katastrophen gestalteten. Diesmal ist es ein Don Juan. Sprich: Frei nach Reinhardt. Wirkungsvoll, gewiß; effektreich, talentvoll, von überraschender Technik. Besonders in der Behandlung des Lichtes von sprühender Virtuosität. Indessen, Slevogt mit seinen kleinen, fast unscheinbaren, nur gekritzelten Blättern hat das Wesentliche dieser verfluchten Weiberlustigkeit und dieses lustigen Verfluchten weit konzentrierter und zwingender gegeben. Meid ist ein Nachkömmling. Das wird besonders klar, wenn man ihn mit Pascin vergleicht. Von diesem frechsten aller Liebhaber bekommen wir eine sehr delikate Kollektion zu sehen. Es ist begreiflich, daß die Greise sich daran ärgern; diese dreisten Enthüllungen überflügeln alle Frivolitäten des Rokoko. Aber eben: sie überflügeln. Es ist etwas Tanzendes, Klingendes, etwas lyrisch Andächtiges in diesen Träumen eines Erotikers, der den Prüden vielleicht pervers erscheint, der aber zu den Zartesten der Minnedichter gehört. Zart ist auch Pechstein, den wiederum viele für einen Barbaren halten. Ach, diese Vielen! Sie meinen, wenn einer die Poren der Haut nicht gibt, so wüßte er nichts vom Menschen. Pechstein gibt nur die Essenz und die in starker Brauung. Er entläd sich; es stürzen aus ihm erfühlte Gewalten, die das Monumentale in Kurven fangen. Und das alles: von einem Temperament, das in unwegbaren Nuancen musikalisch schwingt. Barlach schließlich ist Erdgeruch, ist Seele der Schollen, die aufgeworfen wurden, daß ein Geschlecht des Leides gegen die Sonne wachse. Ein verzweifelnder Pessimismus drückt Barlachs Gestalten in das Chaos. Doch tastend weitet sich das Formlose zur sehnsüchtigen Empfindung.

Cassirer. Vor fünfzehn Jahren hat Paul Cassirer durch seinen Salon den französischen Impressionisten und deren deutschen Schülern eine Plattform geschaffen. Heute nimmt er in bedeutend erweiterten Räumen eine Parade ab über die, denen er, soweit ein Kunsthändler das vermag, (und er vermag dazu vieles) zum unverlierbaren Siege verhalf. Das ist ein wahrhaft großer Atem, den uns diese Jubiläumsausstellung vermittelt: daß wir die unzerstörbare Verwandtschaft der großen Holländer, der ruhmreichsten Italiener und der vollkommensten Engländer, hinzugenommen die akademisch reifsten Franzosen, mit Delacroix und Manet zu erleben vermögen. Das gibt gar pikante Familienverhältnisse. Vor einem Karren des Géricault denkt man einen Augenblick an Wouwermans; um gleich darauf durch das Bild eines Schimmels zu erfahren, wie entscheidend das Dämonische, die Gewalt, Nüstern zittern und Flanken dröhnen zu machen, den französischen Enthusiasten über den holländischen Illustrator hinaushebt. Ein andermal, vor Géricaults mehr als lebensgroßem Bildnis eines Kürassiers spürt man ein Nachwirken jenes Barock, das vom Sturm des Michelangelo gebläht wurde. So weit zurück greift die Verwandtschaft dieser Revolutionäre. Daß sie aber wahrhaft umstürzten, was nicht mehr gedeihen konnte, und daß sie vorhandene Keime gewaltig antrieben, das künden die Manifeste des Courbet. Dessen „Kühe an der Tränke" mahnen noch an Potter; dessen „Grotte" zeigt, wie er im Sturm über Ruysdael gekommen ist. Durch welche Mittel? Durch die Kraft der Malerei. Wie in dieser Grotte die Materie des Steines Wesen bekam, wie das dämmernde Licht den in die Dunkelheit sich hineindehnenden Raum füllt, so etwas gab es nicht bis dahin. Courbet, der Maler, nicht irgend ein Theoretiker siegte über seine Väter. Es hängt hier von ihm ein „Schoßhund;" das weiße seidige Fell gegen das rote Kissen ist von sprühender Sinnlichkeit. Der Maler siegte; das zeigt sich umgekehrt an der Art und an dem Grad, wie etwa



Plakat der Bunzlauer Ausstellung
von Max Hertwig

Corot den Leibl, oder Manet den Slevogt beeinflußte, ja zeugte. Der Maler! Unsere Jüngsten, die mit Gewißheit heraufkommen, vergessen oft noch dies Eine: daß nicht Theorien, sondern Pinselsinnlichkeit und Handwerk die halbe Entscheidung bringen.

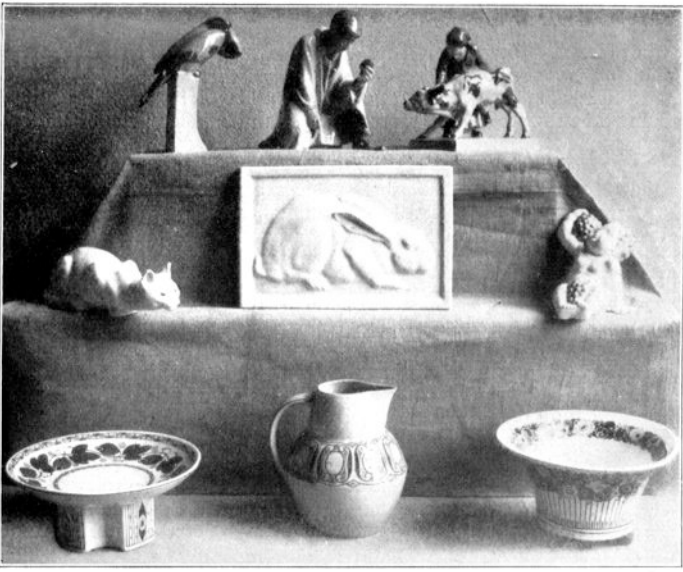
Modeblätter. Darum handelt es sich nämlich letzten Sinnes bei dieser Ausstellung, die Friedmann und Weber mit der ihnen üblichen Umschweifigkeit, ein wenig parfümiert, aber doch geschmackvoll arrangierten. Wobei das Fremdwort den Geist kennzeichnet: Arrangements, kokette, precieuse, sublime, kurz Arrangements, gehobene Tapisserien, Dichtungen des Traiteurs. Und das alles zum Thema: Dame. Das ist es, was aufgebaut wurde. Aber das Entscheidende bleibt doch die Frage: ob wir wieder Modezeichner haben, Zeichner von der Qualität jener, die im 18. und in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts die entzückenden Modekupfer machten. Wie etwa Gavarni, Guys und manche anderen. Wir wußten es und bekommen es bestätigt: davon haben wir nur wenige. Die Modernen machen statt der Modebilder meist graphische Experimente. Das Modebild aber muß zweierlei sein: Idee des Kostüms und Werkzeichnung für das Nadelhandwerk. So waren die Schneidervorlagen der Krinolinen- und Vatermörderzeiten. Dazu geschmackvoll und mit Esprit der Fingerspitzen gezeichnet. Es lebte in diesen Kupfern und Lithographien die Sinnlichkeit der Nadel und des Bügeleisens. Die Modernen aber sind entweder Industrie oder Farbfleck, entweder Maschine oder Groteske. Nicht Handwerk, sondern Kunstgewerbe, Buchkunst, Ornament, schwarz-weißes Feuerwerk. Es handelt sich aber um Schneiderei, Putzmacherei und Wäschekonfektion. Das Modebild hat dem Tailleur zu gehorchen.

Robert Breuer

Kunstgewerbe-Ausstellung in Bunzlau

Wenn man das lange Vereinsregister des dünnen Bunzlauer Adreßbuches in Augenschein nimmt, dann wird man es sehr begreiflich finden, wenn im Jahre 1906 eine große Zahl von Leuten für die Gründung eines Kunstgewerbevereins in dieser Töpferstadt nur ein Kopfschütteln hatten. Und wenn man sich noch dazu die Sitze der anderen Kunstgewerbevereine, fast durchweg große Städte mit regem Kunstleben, vorstellt, dann wird man sogar für die Meinung derjenigen Verständnis bekommen, welche in dem Verein, dessen Gründung „einem dringenden Bedürfnis“ entsprang, ein „totgeborenes Kind“ sahen. Aber trotz des ungünstigen Horoskops, das dem jungen Verein bei seinem Eintritt in das Leben gestellt werden konnte, zeigte er doch in den ersten sechs Jahren seines Bestehens schon soviel Lebenskraft, daß ihm jetzt wohl mindestens ein Dasein von eben derselben Dauer prophezeit werden kann. Es war die dritte Ausstellung bereits, die der Verein in den Tagen vom 25. August bis 1. September d. J. im Bunzlauer „Odeon“ veranstaltete, und sie schloß sich ihren Vorgängerinnen, was Beschickung wie Besuch anbetrifft, würdig an. Als wirkungsvolle Reklame für sie diente ein Plakat, das im Kreise Bunzlau und auf vielen Bahnhöfen Schlesiens aushing und zu welchem ein Bunzlauer Kind, der Graphiker Max Hertwig in Charlottenburg, den Entwurf lieferte. Dieser wurde in einem Wettbewerb, den der Verein dafür veranstaltet hatte, mit dem ersten Preise ausgezeichnet. Das Preisgericht bestand aus dem Direktor der Königlichen Akademie für Kunst und Kunstgewerbe Professor Poelzig in Breslau und einigen Herren vom Lehrkörper dieser Anstalt. Die Ausstellung hatte auch diesmal wieder fast alle kunstgewerblichen Kräfte in Stadt und Kreis Bunzlau mobil gemacht. Tischler, Holzschnitzer, Maler, Buchbinder, Tapezierer, Kunstschmied, Eisengießer, Bildhauer, Photograph, Zeichner, Architekt, Goldschmied, Buchdrucker, Sattler, Gärtner usw. waren wieder zu fröhlichem Schaffen angeregt worden und auch — nicht zu vergessen — der Kunsthandwerker, welcher mit Bunzlau am engsten verknüpft ist, der Töpfer. Seine Erzeugnisse dominierten denn auch begreiflicherweise in der Ausstellung.

Wer vor etwa zehn Jahren einmal unter den Produkten der Bunzlauer Töpferei Umschau hielt und jetzt diese Ausstellung besuchte, der wird sicher über die Fortschritte verwundert gewesen sein, welche eine Anzahl von Töpfermeistern in ihrer Fabrikation, in technischer, wie in künstlerischer Beziehung, gemacht haben. Wohl traf man auch jetzt das traditionelle Bunzlauer Braungeschirr,



Steinzeuge und Fayencen der Kgl. keramischen Fach- Schule in Bunzlau auf der Bunzlauer Ausstellung

aber wie verfeinert war der Scherben, was hatte es für Formen angenommen, und wie vertrug sich die altkupferfarbige, blinkende Glasur gut mit den netten, sparsam angewendeten Dekorationen von echtem Gold und Emails, auch mit den Farben Schwarz und Rot. Und daneben waren Blumenkübel zu sehen, deren sammetweiche, matte Glasuren neutrale Farbtöne hatten, so, daß die hineinzusetzenden Pflanzen keine Einbuße an ihrer Wirkung erleiden konnten. Vasen mit Glasurüberzügen, die auffallend schöne Kristallbildungen zeigten, oder mehrfarbig durcheinander geflossen Dekorationsstücke von großer Lebendigkeit darstellten, waren in großer Anzahl vorhanden. Als äußerst materialechte Arbeiten präsentierten sich die Töpfereien mit den sogenannten „Glasurintarsien", d. h. solche mit Einlagen von farbigen, meist blauen, grünen und weißen Glasuren in den braunen Flächen. Die neben der Brauntöpferei von altersher in Bunzlau betriebene Weißtöpferei hatte ebenfalls, genau wie die erstere bedeutende Umwandlungen zu ihrem Vorteil erfahren. Auch hier waren Kunst und Technik erfolgreich tätig gewesen. Nur eine Dekorationsweise, die früher ausschließlich bei einfachsten Geschirren Anwendung fand, war jetzt auch für die Herstellung von manchen anderen Geräten, wie für Blumengefäße, Wandteller, Leuchter usw. nutzbar gemacht worden. Es ist die „Schwämmelmalerei", so genannt, weil mit eigens dafür zugeschnittenen Schwämmchen, die nach den verschiedenen Schnittflächen abwechslungsreiche Muster hervorbringen, gemalt wird. „Getupft" wäre der richtigere Ausdruck dafür, denn in dieser Weise wird der in Unterglasurfarbe getauchte Schwamm auf den rohen, mit einem Ueberzug aus feinerem weißen Ton versehenen Scherben gebracht. Die Wirkungen dieser „Schwämmelmalerei" sind oft, wie man auf der Ausstellung konstatieren konnte, recht reizvoll und die so dekorierte Ware findet aus dem Grunde auch flotten Absatz. Waschgeschirre, Schirmständer und andere Gegenstände besonders auch solche für die Küche sah man in guten Zweckformen und mit geschickt angewendeter Betupfung. Diese Gegenstände der Bunzlauer Töpferei bildeten so ein lustiges, anheimelndes Hausgerät. Die Haupturheberin des erfreulichen Umschwungs in der Bunzlauer Töpferei, die Königliche keramische Fachschule, hatte zwar eine kleine, aber sorgsam ausgewählte Sammlung ihrer Erzeugnisse in guter Anordnung ausgestellt. Zu den



Weiß- und Braungeschirr der Firma Hugo Reinhold in Bunzlau nach Entwürfen von Wilhelm Waldeyer auf der Bunzlauer Ausstellung

verschiedenartigen Steinzeugarbeiten, welche als Nachbildungen seitens rühriger Töpfermeister bereits Erwähnung fanden, gesellten sich hier noch figürliche Gegenstände mit zarten Unterglasurfarben, ebenso feinere Gebrauchssachen in derselben Weise behandelt, ferner auch solche mit kräftigeren Aufglasurfarben bemalt. Neu waren für diejenigen, welche den Arbeiten der Fachschule ein stetiges Interesse entgegenbringen, die Fayencen, die sich als Schalen, Wandteller, Blumengefäße usw. mit Farben, wie sie dem Material entsprechen, satt und derb, recht frisch von dem sich ganz vornehm zurückhaltenden Steinzeug abhoben. Das gleiche gilt von den figürlichen Arbeiten in diesem Material, Wandfliesen und Putto, den Herbst darstellend.

Der für die Besprechung der kleinen, aber doch eigenartigen Ausstellung hier zur Verfügung stehende Raum gestattet es nun nicht, auf die anderen, meist durchaus anerkennenswerten Leistungen auf kunstgewerblichem Gebiete näher einzugehen. Es sei nur noch erwähnt, daß tüchtige Arbeiten Bunzlauer Dekorationsmaler vertreten waren, von denen sich einige auch mit vielem Glück in der Keramik versucht hatten; daß ferner Buchdrucker und Buchbinder in Verbindung mit einer heimischen Silhouettenkünstlerin eine Koje in der Ausstellung reizvoll füllen konnten und Kunstschmied und Steinbildhauer beachtenswerte Proben ihrer Tätigkeit zeigten. Tischler, Holzschnitzer und Tapezierer hatten geschlossene Zimmer zuwege gebracht. Zum Vorteil für die Ausstellung waren malerische Studien in Oel- und Wasserfarben, wirkungsvolle Holzschnitte, flotte Kohlezeichnungen, tüchtige Leistungen junger Architekten. Auch die künstlerische Photographie war mehrfach vertreten. Unter den textilen Arbeiten waren Batiken und Stickereien recht beachtenswert.

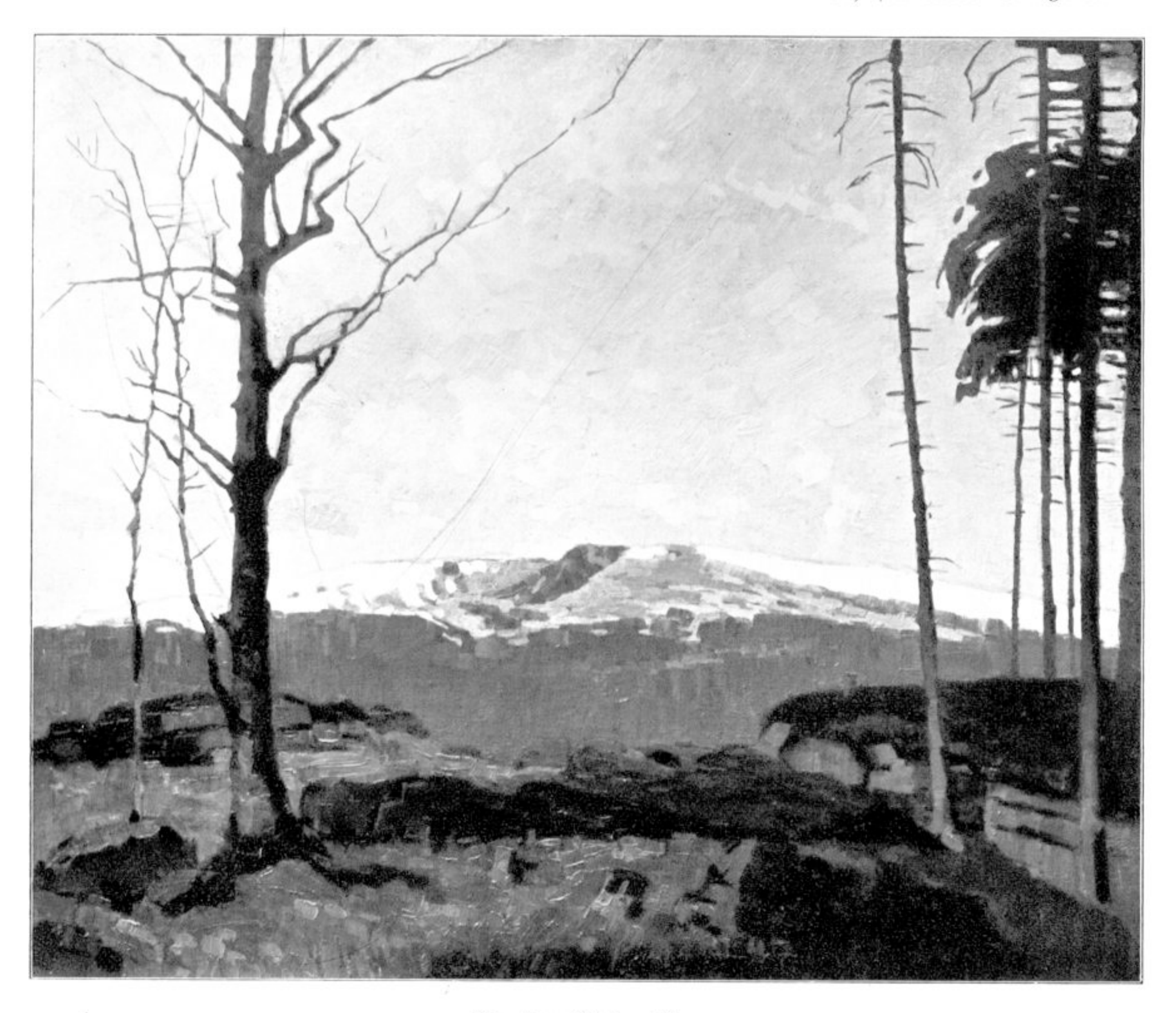
Im ganzen genommen bedeutete die Ausstellung, in deren Mitte ein netter Zimmerbrunnen der bekannten Siegersdorfer Werke aus graugrünglasiertem Ton munter plätscherte, und die besonders auch durch die Hand des Gärtners vorteilhaft geschmückt war, mit ihrem regen oft fast allzugroßen Besuch — es wurden über 6000 Eintrittskarten verkauft — einen vollen Erfolg des Bunzlauer Vereins. Wilhelm Waldeyer

Persönliches

In der Nacht des 28. Oktober ist im 68. Lebensjahre der Kunsthändler Arthur Lichtenberg in Breslau gestorben, eine in den weitesten Kreisen der Stadt bekannte Persönlichkeit. Die erstaunliche Zähigkeit seines Körpers, die viele, viele Jahre lang den heftigsten Krankheitsangriffen Stand gehalten hatte, war endlich doch besiegt worden. Aber auch in kranken Tagen war er ein emsiger, aber stiller Arbeiter, so auch als Vorsitzender des Vereins zur Hebung des Fremdenverkehrs in Breslau, dem er, als er sich vor einem Jahre ungefähr von seinem Geschäft zurückgezogen, seine ganze Kraft widmete, und der ihm viel zu verdanken hat. Aber was uns an dieser Stelle hauptsächlich veranlaßt, sein Gedächtnis in Ehren festzuhalten: er war als Kunsthändler ein Pionier der Kunst in Breslau. Als es noch nicht einmal ein, geschweige denn zwei große Museen in Breslau gab, hat er 40 Jahre lang ununterbrochen dem Publikum in Breslau in der jetzt mit dem Schlesischen Kunstverein verbundenen Ausstellung, die seinen Namen trägt und wohl auch vererben wird, Kunst vermittelt. Er hat zum Kaufen, zum Kunstsammeln angeregt, er hat der Galerie des Museums der bildenden Künste manches gute Bild verschafft und er hat den schlesischen Künstlern in erster Reihe eine Ausstellungs- und Verkaufsmöglichkeit gegeben. Das alles ist ausführlicher dargestellt worden, als er das 40 jährige Jubiläum seiner ständigen Kunstausstellung feierte. (Schlesien IV, 131.) Ebenso alt wie diese war seine Zugehörigkeit zum Schlesischen Kunstverein, dessen Geschäfte er führte, und zum Breslauer Künstlerverein. Bei allen Veranstaltungen künstlerischer Art in Breslau, bei Versammlungen, Ausstellungen, frohen Festen namentlich, die er liebte, war seine große Gestalt zu sehen. In dieser wird er fortleben durch sein Bildnis von Hermann Völkerling, das er dem Museum der bildenden Künste in Breslau geschenkt hat.



Töpfereien mit Schwämmeldekor auf der Bunzlauer Ausstellung



Aus dem Riesengebirge
Gemälde von Alfred Nickisch

G. SIWINNA
BUCH- UND KUNSTDRUCKEREI
KATTOWITZ